Wissenschaftliche Beilage
zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Steglitz
Ostern 1903.

Tivoli und die Villa Hadrians.

Von Oberlehrer **Dr. Gerhard Schultz.**

Mit einem Grundriſs der Villa und vier Abbildungen im Text.

Steglitz 1903.

Druck der Lewent'schen Buchdruckerei (D. Wollermann) in Berlin S.W. 68.

1903. Programm No. 99.

Die vorliegende Abhandlung schliefst sich im Ton an die Vorträge an, die seit einigen Jahren an unserem Gymnasium gehalten werden. Sie ist berechnet für die älteren Schüler und für das gebildete Publikum. Daher ist das gelehrte Beiwerk möglichst unterdrückt und die Zahl der Zitate sehr beschränkt worden. Dafür bemerke ich hier im allgemeinen, dafs sämtliche tatsächliche Angaben über die Villa Hadrians beruhen auf dem Werke Winnefelds: „Die Villa des Hadrian bei Tivoli“, 3. Ergänzungsheft zum Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archaeologischen Instituts. Berlin 1895. Von Tivoli selbst haben wir noch keine wissenschaftliche Darstellung und werden auch in absehbarer Zeit keine erhalten, weil in dem von Natur beschränkten Bezirke der Stadt alles mit Bauten bedeckt ist, die gröfsere Ausgrabungen unmöglich machen. So kann ich nur dasjenige angeben, was ich selbst gesehen habe und was die Reisehandbücher mitteilen. Glücklicherweise ist das aber das Wichtigste. Denn an die Natur denken wir, wenn von Tivoli die Rede ist. Wir wollen die Felsgrotten sehen und die Wasser des Anio rauschen hören — unbekümmert darum, was etwa im Laufe der Jahrhunderte sich hier geändert hat.

Der Abhandlung sind einige Bilder beigegeben, die uns von verschiedenen Verlagsbuchhandlungen gütigst überlassen sind. Den sogenannten Sibyllentempel verdanken wir E. A. Seemann, die Villa d'Este Velhagen und Klasing, die beiden Ansichten aus der Villa Hadrians Georg Reimer. Der Grundrifs der Villa ist uns von Karl Baedeker aus seinem Reisehandbuch für Italien freundlichst vervielfältigt worden. Allen genannten Firmen spreche ich auch an dieser Stelle für ihr bereitwilliges Entgegenkommen meinen besten Dank aus.



Abb. 1. Der Rundtempel in Tivoli.

Tibur Argeo positum colono
Sit meae sedes utinam senectae,
Sit modus lasso maris et viarum
Militiaeque.

„Möchte Tibur, jenes Argivers Pflanzstadt,
Meines Alters Ruhesitz sein! O fänd' ich,
Aller Meere, Lager und Heeresstrafsen
Müde, mein Ziel dort!“

So singt Horaz (Carm. II, 6), der Dichter, der Tiburs Schönheit am innigsten geliebt und am meisten gepriesen hat. Und nicht nur zum Ruhesitze für sein Alter bestimmte er es, sondern auch als Mann weilte er dort am liebsten, wo ihm der Anio rauschte und die grünenden Haine Kühlung gewährten, dorthin sehnte er sich aus dem Lärm und Staub der Stadt, dort sammelte sich sein Geist, dort nahte ihm die Muse:

Quae Tibur aquae fertile praefluunt
Et spissae nemorum comae
Fingent Aeolio carmine nobilem.
(Carm. IV, 6.)

„Was strömend das fruchtüppige Tibur netzt
Und dichtlockiger Haine Reiz
Wird aeolischen Geist hoher Gesänge wecken.“

Nicht nur seine Zeitgenossen stimmten ihm in seiner Begeisterung für Tibur bei, sondern auch heutzutage wird es wenig Fremde in Rom geben, die nicht einen Tag für Tivoli übrig haben. Nach den erhebenden, aber anstrengenden Eindrücken der ewigen Stadt ist es nötig, Augen und Herzen an den Reizen der Natur zu erfrischen. Und wo findet man schöneres, als das silberne Graugrün der Oliven an den Hängen der Sabinerberge und dazu den wilden Sturz des Anio? So ziehen sie denn scharenweise hinaus auf der Strafse, die noch ungefähr ebenso läuft wie die alte, stellenweis erhaltene via Tiburtina, auf der einst Horaz auf seinem Maulesel vergnügt hintrabte, während der Praetor mit stattlichem Gefolge langsam einherzog. Freilich ist dem Sohne der modernen Zeit meist auch der Maulesel nicht schnell genug, sondern er benützt die raschere Dampf- oder Eisenbahn, um die 30 Kilometer Entfernung zu durchmessen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst in kurzem Überblick die Geschichte des Ortes. Die melan-

Die vorliegende Abhandlung schliefst sich im Ton an die Vorträge an, die seit einigen Jahren an unserem Gymnasium gehalten werden. Sie ist berechnet für die älteren Schüler und für das gebildete Publikum. Daher ist das gelehrte Beiwerk möglichst unterdrückt und die Zahl der Zitate sehr beschränkt worden. Dafür bemerke ich hier im allgemeinen, dafs sämtliche tatsächliche Angaben über die Villa Hadrians beruhen auf dem Werke Winnefelds: „Die Villa des Hadrian bei Tivoli", 3. Ergänzungsheft zum Jahrbuch des Kaiserlich Deutschen Archaeologischen Instituts. Berlin 1895. Von Tivoli selbst haben wir noch keine wissenschaftliche Darstellung und werden auch in absehbarer Zeit keine erhalten, weil in dem von Natur beschränkten Bezirke der Stadt alles mit Bauten bedeckt ist, die gröfsere Ausgrabungen unmöglich machen. So kann ich nur dasjenige angeben, was ich selbst gesehen habe und was die Reisehandbücher mitteilen. Glücklicherweise ist das aber das Wichtigste. Denn an die Natur denken wir, wenn von Tivoli die Rede ist. Wir wollen die Felsgrotten sehen und die Wasser des Anio rauschen hören — unbekümmert darum, was etwa im Laufe der Jahrhunderte sich hier geändert hat.

Der Abhandlung sind einige Bilder beigegeben, die uns von verschiedenen Verlagsbuchhandlungen gütigst überlassen sind. Den sogenannten Sibyllentempel verdanken wir E. A. Seemann, die Villa d'Este Velhagen und Klasing, die beiden Ansichten aus der Villa Hadrians Georg Reimer. Der Grundrifs der Villa ist uns von Karl Baedeker aus seinem Reisehandbuch für Italien freundlichst vervielfältigt worden. Allen genannten Firmen spreche ich auch an dieser Stelle für ihr bereitwilliges Entgegenkommen meinen besten Dank aus.

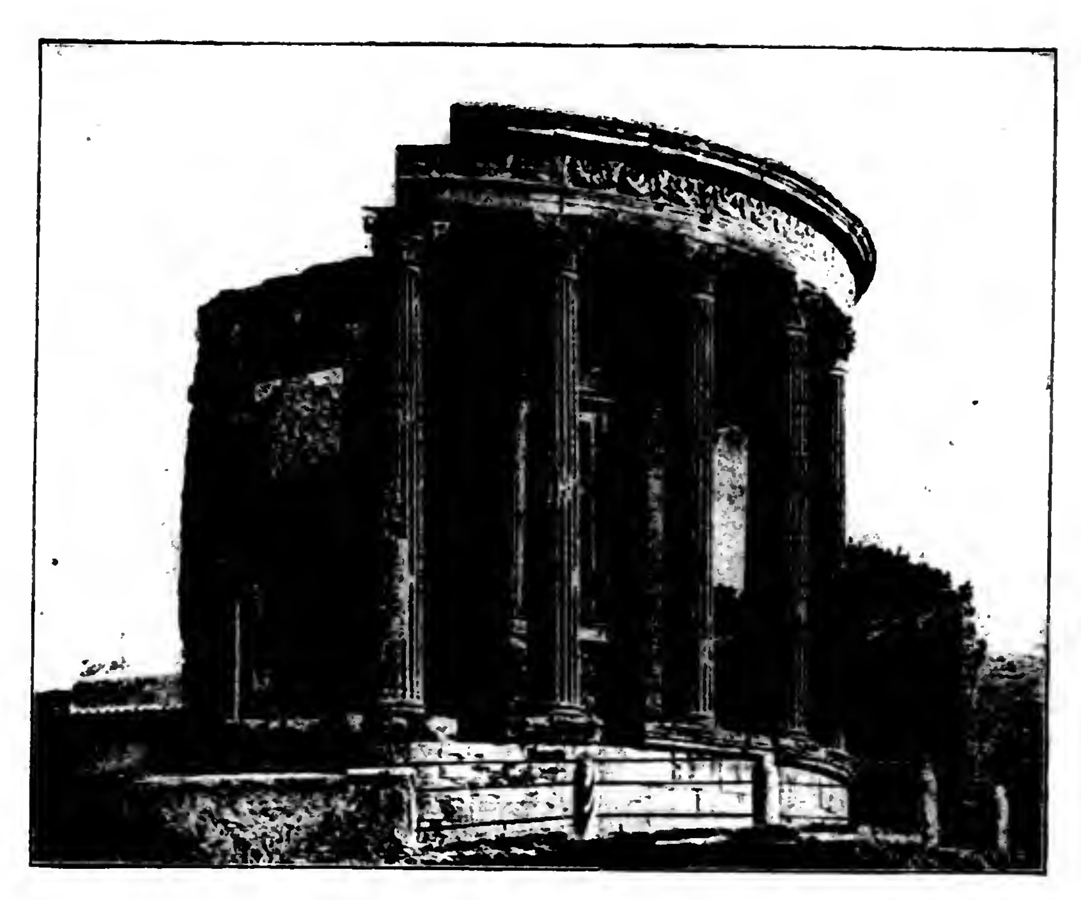


Abb. 1. Der Rundtempel in Tivoli.

TIBUR Argeo positum colono
Sit meae sedes utinam senectae,
Sit modus lasso maris et viarum
Militiaeque.

„Möchte Tibur, jenes Argivers Pflanzstadt,
Meines Alters Ruhesitz sein! O fänd' ich,
Aller Meere, Lager und Heeresstrafsen
Müde, mein Ziel dort!"

So singt Horaz (Carm. II, 6), der Dichter, der Tiburs Schönheit am innigsten geliebt und am meisten gepriesen hat. Und nicht nur zum Ruhesitze für sein Alter bestimmte er es, sondern auch als Mann weilte er dort am liebsten, wo ihm der Anio rauschte und die grünenden Haine Kühlung gewährten, dorthin sehnte er sich aus dem Lärm und Staub der Stadt, dort sammelte sich sein Geist, dort nahte ihm die Muse:

Quae Tibur aquae fertile praefluunt
Et spissae nemorum comae
Fingent Aeolio carmine nobilem.
(Carm. IV, 6.)

„Was strömend das fruchtüppige Tibur netzt
Und dichtlockiger Haine Reiz
Wird aeolischen Geist hoher Gesänge wecken."

Nicht nur seine Zeitgenossen stimmten ihm in seiner Begeisterung für Tibur bei, sondern auch heutzutage wird es wenig Fremde in Rom geben, die nicht einen Tag für Tivoli übrig haben. Nach den erhebenden, aber anstrengenden Eindrücken der ewigen Stadt ist es nötig, Augen und Herzen an den Reizen der Natur zu erfrischen. Und wo findet man schöneres, als das silberne Graugrün der Oliven an den Hängen der Sabinerberge und dazu den wilden Sturz des Anio? So ziehen sie denn scharenweise hinaus auf der Strafse, die noch ungefähr ebenso läuft wie die alte, stellenweis erhaltene via Tiburtina, auf der einst Horaz auf seinem Maulesel vergnügt hintrabte, während der Praetor mit stattlichem Gefolge langsam einherzog. Freilich ist dem Sohne der modernen Zeit meist auch der Maulesel nicht schnell genug, sondern er benützt die raschere Dampf- oder Eisenbahn, um die 30 Kilometer Entfernung zu durchmessen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst in kurzem Überblick die Geschichte des Ortes. Die melan-

cholisch einsame Campagna, die in sanften Wellenlinien meilenweit Rom umgibt, wird im Osten von den steil aufsteigenden Kalkbergen des Sabinergebirges begrenzt, während im Süden das Albanergebirge sanft ansteigt, das in seinem Umrisse noch den vulkanischen Ursprung erkennen läfst; im Norden geht die Ebene allmählich in die Berge Etruriens über, über denen der Sorakte sein spitzes Haupt erhebt. Es ist natürlich, und die Überlieferung bestätigt es, dafs die ersten Ansiedler sich nicht in der überall offenen Ebene niederliefsen, sondern die beherrschenden Höhen vorzogen. So entstand im Süden Alba longa, an den Sabinerbergen Tibur und Praeneste, um nur die bekanntesten Namen zu nennen. Jahrhunderte vergingen, bis sich in der Ebene selbst eine Gemeinde zusammenfand, und andere Jahrhunderte, bis es dieser Gemeinde gelang, die festen Burgen auf den Bergen in ihre Gewalt zu bringen und ihre Mauern zu brechen. Den späteren Nachkommen erschienen dann diese Trümmer als Rest einer längst versunkenen Welt, und da den Römern eine mythische Ausgestaltung der vorhistorischen Zeit fehlte, so knüpften sie gern an die griechische Sage an. Griechische Heroen mufsten nach Italien wandern, um dort Städte zu gründen. Die Verknüpfung wurde erleichtert durch den Umstand, dafs die alten Anlagen in Griechenland und Italien viel Verwandtes haben. So liegt z. B. Mykene ganz ähnlich wie Tibur auf einem Bergvorsprung im Hintergrund einer bergumsäumten Ebene, die sich zum Meer öffnet. Für die Ausgestaltung der Sage im einzelnen bot der Kultus die besten Anknüpfungspunkte. Der Hauptgott in Tibur war Hercules, nach welchem die Stadt bei den römischen Dichtern wiederholt benannt wird. Neben ihm wurde Juno verehrt, die in Rom ursprünglich unbekannt war. Es lag also nahe, die Stadt mit dem griechischen Argos zu verbinden, der Stadt der Hera, dem Geburtsort des Herakles. Von dort sollen drei Enkel des Amphiaraus eingewandert sein, Tiburtus (oder Tiburnus), Coras und Catillus, und die Mauern erbaut haben, die Horaz Carm. I, 18 erwähnt, also wohl noch selbst, wenn auch nur in Trümmern, gesehen hat. Seine Unabhängigkeit verlor Tibur 380 v. Chr., als es von Camillus unterworfen wurde. Eine neue Blüte erlebte es unter den römischen Kaisern; nicht blofs das Stadtgebiet, sondern auch die ganze Umgegend sowohl am Anio aufwärts, als auch flufsabwärts nach der Campagna zu war von Villen bedeckt. Den höchsten Glanz erreichte es, als Kaiser Hadrian etwas unterhalb des Stadthügels die Villa erbaute, die zum dauernden Wohnsitz für sein Alter bestimmt war. Aber wie an der Pracht, so nahm Tibur auch am Verfalle Roms teil. In den langen Jahrhunderten des Mittelalters sank es in Schutt und Trümmer, nur die Burg auf der Spitze des Berges behielt ihre Wichtigkeit. Otto III. und Heinrich IV. eroberten sie, Friedrich Barbarossa, Friedrich II. und Heinrich VII. wohnten daselbst. Von den inneren Streitigkeiten, die ganz Italien beim Beginn der Renaissance zerrissen, wurde die Stadt nicht verschont. Ruhigere Zeiten begannen erst, nachdem die Kriege Franz I. und Karl V. zu Ende gegangen waren. Damals entstand die Villa d'Este mit ihrem Garten, eine der reizendsten Schöpfungen jener Epoche. Das heutige Tivoli ist trotz seiner engen und winkeligen Strafsen eine aufblühende Stadt mit etwa 10 000 Einwohnern, die die Wasserkraft des Anio zu mancherlei industriellen Unternehmungen ausnützen und auch schon eine elektrische Beleuchtung eingerichtet haben.

Nach einer so bewegten Geschichte wird man nicht erwarten, in der Stadt selbst viele Altertümer zu finden. Was im Laufe der Jahrhunderte zusammengebrochen ist, liegt unter den Häusern begraben. Nur zwei Tempel sind notdürftig erhalten, der sogenannte Tempel der Sibylle und der des Tiburtus, teils weil sie in christliche Kirchen umgebaut waren, teils weil sie an dem höchsten und festesten Punkte der Stadt liegen. Zahlreich, aber sehr zerstört sind die Reste antiker Gebäude in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, am grofsartigsten und verhältnismäfsig gut erhalten die Ruinen der Villa Hadrians. Von dieser werde ich also am ausführlichsten zu reden haben.

Vorher aber möchte ich versuchen, die Stadt selbst, ihre Lage und die Natur der Umgebung zu schildern. Dabei wird sich Gelegenheit finden auch über die Villa d'Este einige Worte zu sagen, die als neuere Anlage ein gutes Gegenstück zu der Villa Hadrians bildet.

Tibur liegt auf dem Vorsprung eines ziemlich steil nach drei Seiten hin abfallenden Berges 250 m über dem Meer, etwa 150 m über der nächsten Umgebung. Nach Osten grenzt es an den etwa 100 m höheren Monte Catillo, dazwischen liegt die Schlucht des Anio. Dieser tritt hier von Süden her aus dem Sabinergebirge fast in der Höhe von Tivoli hervor, stürzt nach Norden etwa 100 m tief in die Schlucht hinab, biegt dann nach Westen und endlich nach Südwesten um, so dafs er die Stadt auf drei Seiten umgibt. Ein Zugang von der Campagna her bleibt nur im Südwesten, und zwar steigt hier der Berg sanft und allmählich an, während die anderen Abhänge durch die Gewalt des Wassers steil abgerissen sind.

Der Anio, gegenwärtig Aniene oder Teverone genannt, ist das Göttergeschenk, ohne welches Tivoli nicht vorhanden wäre; er gab der Stadt Schutz und Sicherheit, Fruchtbarkeit und Schönheit, Ruhm

und Reichtum. Andererseits bedroht er sie freilich bei der Heftigkeit der winterlichen Regengüsse mit gefährlichen Überschwemmungen, die schliefslich eine künstliche Regulierung notwendig machten. Wie gesagt, fliefst er zuerst von Süden nach Norden; eine kurze Strecke vor der Schlucht teilt er sich und bildet eine Art Insel, die für das Auge allerdings nicht kenntlich ist, weil das Wasser sich innerhalb des Felsens eine Bahn gebrochen hat. An dieser Stelle führt eine stattliche Brücke, der Ponte Gregoriano, vom Monte Catillo in die Stadt hinüber. Gleich dahinter tritt der Flufs wieder an das Licht und stürzt nun in die Abgründe hinunter. Früher mufste er, wenn die unterirdischen Kanäle gefüllt waren, sich auch über der Erde einen Weg suchen und richtete sich dann leicht auf die Stadt selbst. So rifs er in einer grofsen Überschwemmung im Jahre 1826 einen ganzen Stadtteil hinweg. Infolgedessen liefsen die Päpste etwas oberhalb der Insel einen Durchstich durch den Monte Catillo anlegen (*traforo Gregoriano,* begonnen von Leo XII., vollendet von Gregor XVI.), der in zwei Stollen von 300 m Länge das überschüssige Wasser ableitet.

Will man in die Schlucht eindringen und die Fälle besichtigen, so geht man unter dem Ponte Gregoriano durch, und zwar an der der Stadt gegenüberliegenden Seite, weil diese einen bequemeren Abstieg bietet und zugleich den schöneren Blick auf den senkrechten, vom Sibyllentempel bekrönten Abhang. Zuerst pflegt man in der Höhe zu bleiben und auf bequemem Wege unter alten Bäumen bis ans Ende der Schlucht zu gehen, weil dort zur Rechten sich der Ausgang des traforo Gregoriano öffnet, aus dem die Wassermasse in gewaltigem Sturze fast 100 m tief herabbraust. Wenn dieser Fall auch der gröfste und höchste ist, so ist er doch in seiner einfachen geradlinigen Anlage etwas eintönig und bei weitem nicht so malerisch, als die von der Natur selbst geschaffenen Fälle in der Schlucht. Kehren wir also zurück zu diesen. Der Weg senkt sich in mancherlei Krümmungen immer tiefer, immer näher hört man das Rauschen des Wassers, immer mehr fühlt man die feuchte Kühle, die auch in den heifsesten Sommertagen niemals weicht. Endlich noch 58 stets vom Wasserstaub überzogene Treppenstufen abwärts und man hat den untersten Punkt erreicht, die sogenannte *Grotta di Sirena.* Hier steht man dem Fufs des Felsabhanges gegenüber, den der Anio, wie oben gesagt, in zwei Armen durchbricht. Rings steigen die Kalkwände steil empor, in vier verschiedenen Fällen springt das Wasser daran von rechts und links herab, um sich in der Mitte zu vereinigen, in breiter Masse vorwärts zu stürzen und sich tosend durch die gewaltigen Felsblöcke zu zwängen, bis der Ausgang der Schlucht erreicht ist.

Hat man sich an dem gewaltigen Schauspiel ersättigt, so steigt man die Treppe wieder aufwärts und geht dann hinüber an den steilen Abhang, auf dem Tivoli liegt. Hier windet sich ein schmaler Pfad unbequem, häufig auf Stufen aufsteigend zwischen den Unregelmäfsigkeiten des Felsens in die Höhe. Eine Strecke weit ist er in den Stein selbst eingebohrt. Nur selten hat ein Baum hier festen Fufs fassen können, aber dichter Efeu überzieht den Boden und immergrüne Büsche hängen über allen Ritzen und Spalten der vielzerklüfteten Felswand. Man dringt auch auf dieser Seite noch einmal auf halber Höhe bis an die Fälle vor und gelangt zur sogenannten *Grotta di Nettuno,* die wieder ein ganz einzigartiges Schauspiel bietet. Man beobachtet, wie das Wasser im Felsen selbst sich durcharbeitet. Der Stein ist in phantastischen Formen durchbohrt und zerrissen, dazwischen schiefst und tobt das Wasser in ungebändigter Wildheit und rasender Schnelligkeit, ganz aufgelöst in eine weifse schäumende Masse. So schön und interessant der Anblick noch jetzt ist, so werden wir doch belehrt, dafs die heutige Neptunsgrotte nur ein Rest ist von der alten, viel umfangreicheren und grofsartigeren, die in dem Unglücksjahre 1826 zusammenstürzte. Damals ging die Hauptmasse des Flusses auf dieser Seite, während er jetzt durch den traforo Gregoriano abgeleitet wird.

Dieser trägt jedenfalls auch einen Teil der Schuld, wenn manche Reisende über Wassermangel in den Fällen klagen müssen. Wir hatten das Glück, unsern Besuch im Februar machen zu können, als nach einem ungewöhnlich schneereichen Winter plötzlich die Schneeschmelze eingetreten war und einige kräftige Regengüsse die Wassermassen noch verstärkt hatten. Da sauste und brauste es auf allen Seiten, dafs wir Gletscherbäche in der Schweiz zu sehen meinten. Überhaupt erinnert ja die Schlucht von Tivoli an die Klammbildungen in den Alpen. Kann sie sich mit diesen an Grofsartigkeit und Wildheit nicht messen, so übertrifft sie sie dafür an Mannigfaltigkeit der Bilder und an malerischem Reiz, weil das ungemein üppig wuchernde Grün, der tiefblaue Himmel und der strahlende Sonnenglanz einen wundervollen Gegensatz zu den wild wütenden Kräften der Elemente bilden. Das Drückende, Enge, Unheimliche löst sich auf in der alles bezwingenden Heiterkeit des südlichen Lichtes.

Seine volle Eigentümlichkeit aber und seinen harmonischen Abschlufs erhält das Bild erst durch das Eingreifen der Kunst. Immer wieder erscheint oben am Rande des Abhangs der Rundtempel, scharf abgehoben am blauen Himmel, wie ein freundlicher Grufs aus einer andern Welt. Man hat immer die edle Ruhe und stille Gröfse der antiken Tempel bewundert, nicht weniger die Kunst, mit der sie in

die umgebende Natur eingepafst wurden. Hier hat man ein treffliches Beispiel; und glücklicherweise braucht diesmal die Wissenschaft nichts zu ergänzen, da die dem Wasser zugekehrte Seite fast unverletzt ist.

Steigen wir also hinauf und beginnen die nähere Betrachtung. (Abbildung 1.) Zunächst bemerken wir, dafs der Baugrund erst künstlich geschaffen ist, indem eine Terrasse bis an den Rand des Felsens vorgeführt ist. Dann entdecken wir, dafs noch ein anderer, viereckiger Tempel auf dem Platze steht, jetzt gewöhnlich nach dem Stadtgründer Tiburtus benannt. Er ist 15 Meter lang, 28 Meter breit und besteht aus einer einfachen Cella mit vier jonischen Säulen davor; die Langseiten sind mit jonischen Halbsäulen geschmückt. Er bietet aber wenig Interesse neben seinem berühmten Nachbar, dem Rundtempel. Dieser hat in der Mitte eine kreisrunde Cella, umgeben von achtzehn korinthischen Säulen, von denen jetzt acht an der der Stadt zugewendeten Seite fehlen. Sie sind vortrefflich gearbeitet, leicht und schlank in den Verhältnissen, und tragen einen zierlichen Fries, auf dem sich Kranzgewinde abwechselnd mit Stierschädeln herumziehen. Die Gesamthöhe des Tempels beträgt 10,5 Meter, der Durchmesser der Cella über 7 Meter. Die hohe Tür und das Fenster daneben sind antik, das Innere ist in der Zeit, da es als christliche Kirche diente, verändert worden. Die feine Anmut in der ganzen Anlage, wie die Leichtigkeit und Freiheit in der Ausführung beweisen, dafs der Bau aus der besten römischen Zeit stammt, vermutlich aus der letzten Zeit der Republik.

Welcher Gottheit der Tempel geweiht war, darüber gibt es nur Vermutungen. Die Zuweisung an Vesta beruht auf der Vorstellung, dafs nur diese Göttin runde Tempel gehabt habe. Nun ist zwar zuzugeben, dafs die runde Form selten vorkommt und dafs über ihre Herkunft und Entstehung nichts bekannt ist; andererseits ist sie aber schon bei den Griechen in klassischer Zeit nachweisbar, wie am Philippeion in Olympia, und bei den Römern ist sie für mancherlei Gottheiten verwendet worden, wie z. B. am Pantheon, so dafs also aus der Form nichts bewiesen werden kann. Besser begründet wäre der Vorschlag, den Hercules (Saxanus) als Herrn des Heiligtums anzusehn, wenn eine in der Nähe gefundene Inschrift sich wirklich auf den Tempel bezöge. Da dies aber zweifelhaft ist, so hat man den gar nicht begründeten, aber seit Jahrhunderten üblichen Namen „Sibyllentempel“ bisher beibehalten. Gemeint ist die bei Horaz (Carm. I, 7. 12) und Vergil (Aen. VII, 82) genannte Albunea, die in einer Grotte an dem Falle des Anio ihr „hallendes Haus“ hatte, bei dem eine uralte Orakelstätte sich befand. Durch den Kirchenschriftsteller Lactantius wird sie als Sibylle bezeichnet. Nun sind die Sibyllen in der mittelalterlichen Kirche zu hohen Ehren gelangt, da diese ihnen dieselbe Stelle bei den Heiden anwies, welche die Propheten bei den Juden einnahmen; sie sind auch in der Renaissance künstlerisch verherrlicht worden durch Michelangelo an der Decke der sixtinischen Kapelle und durch Raffael in der Kirche S. Maria della Pace, aber im Altertum haben sie kaum eine so angesehene Stellung gehabt. Sie galten als Töchter des Apollo, wohnten in einsamen Höhlen und Hainen und spendeten Orakel. Die einzige, die wirklich zu Bedeutung gelangte, war die kumanische, von der der König Tarquinius (ungewifs, ob Priscus oder Superbus) die sibyllinischen Bücher erhalten haben soll.*) Wie Kumae die nördlichste griechische Kolonie an der Westküste Italiens war und als solche die Vermittlerin griechischer Kultur für die Nachbarvölker, so wurde im Zusammenhang mit den sibyllinischen Orakeln zuerst der Kult des Apollo in Rom eingeführt, der dann immer mehr griechische Götter nach sich zog. Gewifs war das religionsgeschichtlich sehr wichtig, aber von göttlicher Verehrung der Sibylle oder von ihr geweihten Tempeln sagt die Überlieferung nichts. Ob nun vollends die Albunea in Tibur ursprünglich irgend etwas mit Apollo zu tun hatte und demnach wirklich als Sibylle bezeichnet werden darf, ist höchst zweifelhaft. Nichtsdestoweniger wird der „Sibyllentempel“ wohl immer seinen Namen behalten. Denn unwillkürlich verbindet die Phantasie zu einer natürlichen Einheit, was das Auge im Bilde vereinigt aufnimmt, und hat sie die geheimnisvolle „weifse Frau“ erst als Bewohnerin der Höhle über den schäumenden Wassern vorgestellt, so wird sie ihr auch bereitwillig den Tempel zuerteilen, der in göttlicher Heiterkeit über dem Abgrund thront.

Gehen wir nun weiter. Vier Punkte werden

---

*) Über deren Benutzung mögen die Worte Wissowas belehren (Religion und Kultus der Römer. S. 464 f.): „Nicht nur waren sie selbstverständlich jedem Unbefugten unzugänglich, auch die Quindecimvirn selbst durften nur auf Grund eines Senatsbeschlusses die Befragung vornehmen. Ein solcher Beschlufs erfolgte, wenn besonders schwere Prodigien eine verhängnisvolle Trübung des Verhältnisses zu der Gottheit erkennen liefsen und man für die Wiedererlangung der pax deum mit den durch den patrius ritus gebotenen sakralen Mafsnahmen nicht auskommen zu können glaubte. Die Quindecimvirn suchten darauf aus dem Orakelvorrat den auf das gegebene Prodigium und die sonstige Sachlage passenden Spruch aus, legten ihn mit der nötigen Erläuterung in Form eines schriftlichen Gutachtens dem Senate vor und dieser traf dann nach Prüfung des Sachverhaltes die nötigen Anordnungen. . . . Was die Sprüche gaben, waren nicht Deutungen der schreckhaften Vorgänge und Voraussagungen der Zukunft, sondern Aufklärungen über das, was geschehen müsse, um den drohenden Unsegen abzuwenden und die Huld der Götter wiederzugewinnen.“

in dem Liede genannt, das Tiburs Schönheiten über die aller andern Städte preist (Horaz, Carm. I, 7):

domus Albuneae resonantis
Et praeceps Anio ac Tiburni lucus et uda
Mobilibus pomaria rivis.

„Die Grotte der hallenden Albunea und der Sturz des Anio und der Hain des Tiburnus und die von beweglichen Bächen benetzten Obstgärten.“ Nach der Reihenfolge der Aufzählung werden wir erwarten, den Hain und die Obstgärten aufserhalb der Schlucht zu finden, wo der Anio nach Westen umgewendet das Tal in ruhigerem Laufe durchfliefst. Verlassen wir also wieder die Stadt, deren krumme Strafsen ohnehin wenig Anziehendes haben, und begeben uns über den Ponte Gregoriano wieder auf das andere Ufer. Dort zieht die Chaussee zuerst am Monte Catillo, dann in weiter Krümmung umbiegend in ziemlich beträchtlicher Höhe am Flusse entlang. Zuerst kommen wir an die mit einer Marmortafel bezeichnete Stelle, wo Papst Gregor der Eröffnung des Durchstiches und des neuen Wasserfalles beiwohnte. Wir wenden uns und geniefsen noch einmal den Blick auf denselben und in die benachbarte düstere Schlucht. Nach einigen Minuten stofsen wir dann auf antike Trümmer, und hier findet sich denn auch gleich der stolze Name ein: *Villa d'Orazio*. Da uns Sueton in der Lebensbeschreibung des Dichters erzählt: „domus eius ostenditur circa Tiburni luculum,“ so hätten wir auch gleich die Stelle gefunden, wo der Hain des Tiburnus grünte. Überlassen wir nun die Freude an berühmten Namen auch gern der Phantasie der Lokalpatrioten, so können wir doch sicher sein, dafs das Häuschen des Dichters nicht weit ab gelegen hat und dafs auch der Eindruck der Gegend ungefähr derselbe geblieben ist, wie früher.

Vor uns haben wir den Nordabhang des Hügels von Tibur. Während oben, von einzelnen Türmen überragt, die niedrigen Häuser der Stadt den sanft geschwungenen Rücken des Berges erfüllen, fällt der Abhang etwa 150 m tief unregelmäfsig und ziemlich rasch zum Flusse ab. Er ist bedeckt von dem üppigsten Grün, auf den ebenen Flächen ranken die Weinstöcke in dichten Reihen; an den Felsen klammert sich die graugrüne, zähe Olive; wo der Mensch gar nicht hingelangen kann, wuchert wildes Gestrüpp. Den schönsten Schmuck aber spendet auch hier der Anio. Von der Stadt her saust das für industrielle Zwecke abgeleitete Wasser des Flusses, nachdem es seine Arbeit getan, in weitem Schwunge in die Tiefe. Das sind die Cascatellen; die nördlichen, gröfseren, bilden zwei Absätze, die westlichen springen 30 m tief ohne Unterbrechung ins Tal *). Neben dem Hügel aber öffnet sich der Blick auf die meilenweit ausgedehnte Campagna, die sich von hier aus als eine einzige grüne Fläche darstellt.

Verfolgen wir nun unsern Weg um die Stadt herum, so stofsen wir auf mancherlei Ruinen, Reste antiker Villen, die man alle zu Horaz in Beziehung gesetzt hat. Die erste hat man dem Quintilius Varus zugeschrieben, dem Freunde des Dichters, der nicht mit dem durch sein Unglück im Teutoburger Walde unsterblich gewordenen Quintilius Varus zu verwechseln ist. Ihm hat der Dichter Carm. I, 18 gewidmet:

Nullam, Vare, sacra vite prius severis arborem
Circa mite solum Tiburis et moenia Catili.

Die zweite Villa ist auf den Namen des Maecenas getauft. Diese liegt südlich vom Anio am Westabhang des Stadtberges unmittelbar über den kleinen Cascatellen, und an ihr vorbei führt der Weg wieder in die Stadt hinauf. Auf der anderen Seite haben wir bereits den Garten der Villa d'Este, der wir noch einen kurzen Besuch abstatten. (Abb. 2.)

Herzog Alfonso I. d'Este war in päpstlichen Diensten Governatore von Tivoli, sein Sohn Kardinal Ippolito d'Este erbaute nach 1549 die Villa, die seitdem im Besitz der Familie blieb und jetzt dem österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand d'Este gehört. Wiederholt hat sie sowohl Päpsten als auch gekrönten Häuptern zur Wohnung gedient und müfste nach deutschem Sprachgebrauch als Schlofs, nicht als Villa bezeichnet werden. Die Anlage ist derart, dafs der Palast selbst oben auf der Höhe liegt, ein sorgfältig planierter Garten tief darunter; die Verbindung wird durch drei mächtige Terrassen hergestellt, an denen man in weit ausbiegenden Zickzackwegen hinaufsteigt. Sie finden nach oben eine Art Fortsetzung in einer Freitreppe, die zu dem ersten Stockwerk hinaufführt und hier von einer stattlichen Loggia bekrönt wird. Genau unter dieser sind in die Mitte der Terrassen tiefe Nischen eingeschnitten. Sie sind als Tropfsteingrotten ausgestaltet, in denen Wasser von allen Seiten hervorsprudelt. Verschiedenartige Springbrunnen senden vor ihnen ihre Strahlen in die Luft. Am Fufs der untersten Terrasse läuft ein breiter Querweg dem Schlosse parallel, der an seinem rechten Ende auf den natürlichen, stehen gelassenen Fels stöfst. Hier stürzt ein prächtiger Wasserfall hernieder, il fonte dell' Ovato, von Michelangelo „der König der Brunnen“ genannt. Das Wasser wird dann in Rinnen in dem ganzen Garten verteilt,

*) Diese reizenden kleinen Fälle meint vermutlich Horaz mit den mobiles rivi. Sie sind auf allen Bildern und Photographien Tiburs zu sehen, während es nicht möglich ist, von den Hauptfällen in der Schlucht zusammenhängende Bilder herzustellen.

der fast genau quadratisch gestaltet ist und in jeder Richtung ungefähr 200 Meter mifst. Es ist kein Wunder, dafs bei der reichlichen Bewässerung die Pflanzen in ganz wunderbarer Weise gedeihen, wie ja auch schon an der kleinen Abbildung zu sehen ist. Die über 300 Jahre alten Cypressen haben in ganz Italien kaum ihres Gleichen. Es ist hier nicht der Ort, weiter auf die zierlichen Kleinigkeiten einzugehen, mit denen der Garten geschmückt ist, oder auf die Wandmalereien, die sich oben in den verlassenen Prunkräumen erhalten haben, auch nicht auf die herrliche Aussicht auf Berge und Ebene, die man namentlich von der Loggia aus geniefst. Aber auf die Gesamtansicht der Villa mufs noch einmal hingewiesen werden. Sie ist einheitlich — das Auge soll Haus, Terrassen und Garten als untrennbar verbunden empfinden. Sie ist symmetrisch — um eine mittlere Axe gruppieren sich ausstrahlend gleichartige Glieder. Sie ist malerisch — das Auge mufs Vorder-, Mittel- und Hintergrund so aufnehmen, wie es der Künstler ihm vorschreibt.

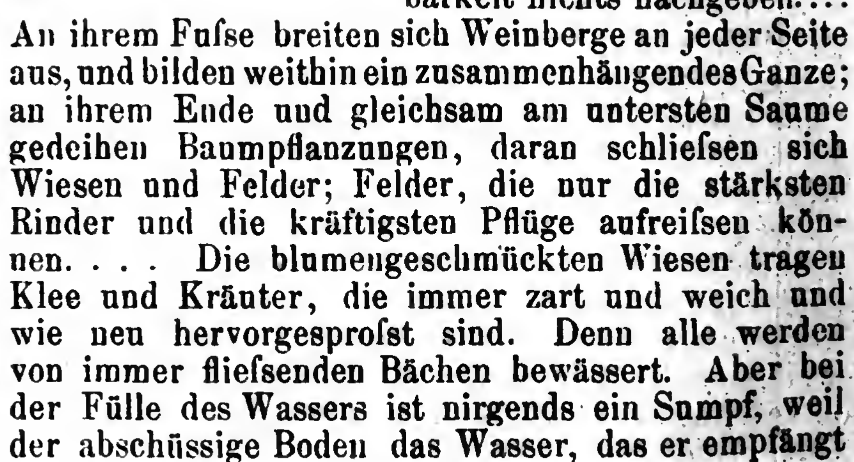
* * *

Ehe wir zur Betrachtung der **Villa Hadrians** übergehen, mögen einige allgemeine Bemerkungen gestattet sein. Die Form eines Bauwerkes ist nichts Zufälliges; sie wird bestimmt einerseits durch die Sitten und Anschauungen der Zeit, in der es entstanden ist, andererseits durch die besonderen Zwecke und Wünsche des Erbauers. Das erste ist das Wichtigere, wodurch der Bau sein allgemeines Gepräge erhält; aber auch das zweite ist nicht gleichgültig, namentlich in Zeiten, wo dem Individuum viel Freiheit eingeräumt wird. Nun kann es nicht meine Absicht sein, über die römische Baukunst der Kaiserzeit zu reden, jene gewaltige Kunst, die einst, ebenso wie das römische Recht und das römische Militär, alle Länder des Mittelmeeres beherrschte, so dafs der Reisende noch jetzt mit Bewunderung dieselben gewaltigen Ruinen in Palmyra und Baalbek findet wie in Spanien, an der Donaumündung wie am Rande der afrikanischen Wüste. Nur von den Wohnungen soll die Rede sein, den Privathäusern, die der wohlhabende Römer jener Zeit sich anlegte. Wir sind in dieser Hinsicht in der glücklichen Lage, von dem jüngeren Plinius (62—113 n. Chr.) die Beschreibung zweier Villen zu besitzen (Ep. II, 17. V, 6). Es sind das Dokumente, die uns unmittelbar in die Anschauung der Zeit hineinführen. Wir sehen, worauf der Besitzer eines Hauses Wert legte, worin er seinen Stolz suchte; wir sehen andererseits, wie er manches gar nicht beachtete, was uns notwendig oder doch wünschenswert erscheint. So wird es für unsern Zweck nützlich sein, wenigstens von dem einen Briefe (V, 6) hier eine Übersetzung zu geben. Wird sie den Leser vielleicht fremdartig anmuten, so wird er bald bemerken, dafs gerade das Fremdartige für uns das Lehrreiche ist.



Abb. 2. Villa d'Este in Tivoli.

„Die Gegend ist sehr hübsch. Denke Dir ein unermefsliches Amphitheater, wie es nur die Natur hervorbringen kann: eine weit ausgedehnte Ebene wird im Kreis von Bergen umschlossen, die auf ihrem Gipfel hochragende, alte Wälder tragen. Dort findet sich zahlreiches und verschiedenartiges Wild. Von da senken sich Wälder von Schlagholz am Berge abwärts, zwischen ihnen liegen fette Erdhügel, — man würde keinen Stein finden, selbst wenn man ihn suchte, — die den ebensten Feldern an Fruchtbarkeit nichts nachgeben....



An ihrem Fufse breiten sich Weinberge an jeder Seite aus, und bilden weithin ein zusammenhängendes Ganze; an ihrem Ende und gleichsam am untersten Saume gedeihen Baumpflanzungen, daran schliefsen sich Wiesen und Felder; Felder, die nur die stärksten Rinder und die kräftigsten Pflüge aufreifsen können. . . . Die blumengeschmückten Wiesen tragen Klee und Kräuter, die immer zart und weich und wie neu hervorgesprofst sind. Denn alle werden von immer fliefsenden Bächen bewässert. Aber bei der Fülle des Wassers ist nirgends ein Sumpf, weil der abschüssige Boden das Wasser, das er empfängt

und nicht einsaugt, in die Tiber abgibt. Diese durchschneidet die Flur, sie ist schiffbar und befördert alle Feldfrüchte nach Rom, doch nur im Winter und Frühjahr. Im Sommer wird sie flach und verliert in einem sandigen Bett den Namen eines bedeutenden Flusses, im Herbst erlangt sie ihn wieder. Es wird Dir viel Vergnügen machen, die Gegend von einem Berge zu überblicken. Denn nicht wirkliches Land, sondern eine gemalte Landschaft von ausnehmender Schönheit wirst Du zu sehen glauben, durch eine solche Mannigfaltigkeit, durch solche Umrisse werden die Augen, wohin sie immer fallen, erquickt.

„Die Villa, die am unteren Hügelrande liegt, gewährt einen Ausblick wie von der Spitze. So sanft und allmählich hebt sich der Boden, dafs man merkt, man sei gestiegen, ohne zu fühlen, dafs man steigt. Im Rücken hat sie den Apennin, aber in ziemlicher Entfernung. Von diesem wehen auch an dem heitersten und sonnigsten Tage Lüfte, jedoch nicht scharf und ungestüm, sondern durch die Entfernung abgeschwächt und gemildert. Gröfstenteils ist sie nach Süden gerichtet und ladet gleichsam die Sonne im Sommer etwa von zwölf Uhr mittags, im Winter beträchtlich früher in eine breite und entsprechend lange Säulenhalle ein. An dieser liegen viele einzelne Teile, darunter auch ein Atrium nach der Sitte der Alten.*) Vor der Säulenhalle ist eine Terrasse, die in vielgestaltige Beete mit beschnittenem Buchsbaum eingeteilt ist. Von dort senkt sich schräg ein Rasenstück abwärts, auf welches einander zugekehrte Tierbilder mit Buchsbaum eingezeichnet sind. In der Ebene steht weicher und fast möchte man sagen flüssiger Akanthus....

„An dem einen Ende der Säulenhalle tritt ein Speisezimmer hervor; durch die Türen sieht man auf das Ende der Terrasse, weiterhin die Ebene und viel bebautes Land, durch die Fenster auf der einen Seite die Terrasse und die hervorspringenden Teile der Villa, auf der anderen die Bäume und das Laub der anliegenden Reitbahn. Etwa gegenüber der Mitte der Säulenhalle liegt eine Zimmerreihe etwas zurück und umgibt einen viereckigen Raum, der von vier Platanen beschattet wird. Zwischen diesen springt in einem Marmorbecken Wasser und erfrischt die umherstehenden Platanen und den darunter liegenden Boden mit sanftem Tau. Es befindet sich in dieser Abteilung ein Schlafzimmer, wohin kein Tageslicht, kein Geschrei, kein Laut dringen kann, und unmittelbar daneben das gewöhnliche Speisezimmer für meine Freunde, von dem aus man jenen viereckigen Raum, eine andere Säulenhalle und sonst dasselbe sieht, wie aus der Säulenhalle. Es ist da auch ein andres Zimmer, das von der benachbarten Platane grün und schattig wird, mit Marmor ausgekleidet bis zu einem Sockel; der Schönheit des Marmors gibt die Malerei nichts nach, die Zweige und darauf sitzende Vögel darstellt. Darin ist ein Springbrunnen, in der Mitte ein Becken, ringsherum stehen mehrere Röhrchen, aus denen die Wasserstrahlen auf das angenehmste hervorplätschern. — Am andern Ende der Säulenhalle liegt ein sehr geräumiges Zimmer dem Speisesaal gegenüber, mit dem einen Fenster geht es auf die Terrasse, mit dem andern auf die Wiese, aber vorher auf einen Fischbehälter, der unter dem Fenster liegt, für Auge und Ohr wohltuend. Denn von der Höhe herabspringendes Wasser sammelt sich schäumend in einem Marmorbecken. Dasselbe Zimmer ist im Winter sehr warm, weil es reichlich von der Sonne getroffen wird. Eine Heizvorrichtung steht mit ihm in Verbindung und ersetzt an trüben Tagen durch die abgegebene warme Luft die Sonne. Von hier gelangt man durch ein geräumiges und freundliches Auskleidezimmer in das Kaltwasserbad, in dem ein grofses, gegen die Sonne geschütztes Bassin ist. Will man bequemer und in wärmerem Wasser schwimmen, so ist auf einem freien Platz ein Wasserbehälter, daneben ein Brunnen, an dem man sich wieder abkühlen kann, wenn einem die Wärme lästig wird. An den Raum für das kalte Bad schliefst sich das mittlere, das reichlich Sonne hat; noch mehr aber hat das Warmbad, denn es springt etwas vor. In diesem sind Wannen, zwei in der Sonne, die dritte von der Sonne etwas entfernt, aber nicht entfernt vom Licht. Über dem Ankleidezimmer liegt der Spielsaal, der Raum genug bietet für mehrere Arten von Leibesübungen und mehrere Parteien. Nicht weit vom Bade führen Treppen empor zu einem verdeckten Korridor, vorher aber zu drei Zimmergruppen. Von diesen liegt die eine über jenem kleinen Platze, auf dem die vier Platanen stehen, die zweite über einer Wiese, die dritte über Weingärten. So hat jede die Aussicht nach einer anderen Himmelsgegend. Oben auf dem Korridor liegt ein aus dem Korridor selbst herausgeschnittenes Zimmer, welches über die Reitbahn, Weingärten und Berge hinblickt. Es schliefst sich daran ein Zimmer, das der Sonne ausgesetzt ist, besonders im Winter. Dann beginnt eine Zimmerreihe, welche die Reitbahn mit der Villa verknüpft. Dies ist das Aussehen und die Anlage von vorn. Auf der Ostseite liegt etwas höher ein gedeckter Gang, der die Weinpflanzungen zu berühren scheint, während er den Blick darauf öffnet. In der Mitte erhält ein Speisezimmer die höchst zuträgliche Luft von den Tälern des Apennin her; nach hinten öffnet es sich durch weite Fenster, durch die Tür gleichfalls, aber nur durch Vermittelung des Kor-

*) Ein viereckiger Raum ohne Fenster, dessen Dach in der Mitte eine Öffnung hat, um Luft und Licht hereinzulassen.

der fast genau quadratisch gestaltet ist und in jeder Richtung ungefähr 200 Meter mifst. Es ist kein Wunder, dafs bei der reichlichen Bewässerung die Pflanzen in ganz wunderbarer Weise gedeihen, wie ja auch schon an der kleinen Abbildung zu sehen ist. Die über 300 Jahre alten Cypressen haben in ganz Italien kaum ihres Gleichen. Es ist hier nicht der Ort, weiter auf die zierlichen Kleinigkeiten einzugehen, mit denen der Garten geschmückt ist, oder auf die Wandmalereien, die sich oben in den verlassenen Prunkräumen erhalten haben, auch nicht auf die herrliche Aussicht auf Berge und Ebene, die man namentlich von der Loggia aus geniefst. Aber auf die Gesamtansicht der Villa mufs noch einmal hingewiesen werden. Sie ist einheitlich — das Auge soll Haus, Terrassen und Garten als untrennbar verbunden empfinden. Sie ist symmetrisch — um eine mittlere Axe gruppieren sich ausstrahlend gleichartige Glieder. Sie ist malerisch — das Auge mufs Vorder-, Mittel- und Hintergrund so aufnehmen, wie es der Künstler ihm vorschreibt.

* * *

Ehe wir zur Betrachtung der **Villa Hadrians** übergehen, mögen einige allgemeine Bemerkungen gestattet sein. Die Form eines Bauwerkes ist nichts Zufälliges; sie wird bestimmt einerseits durch die Sitten und Anschauungen der Zeit, in der es entstanden ist, andererseits durch die besonderen Zwecke und Wünsche des Erbauers. Das erste ist das Wichtigere, wodurch der Bau sein allgemeines Gepräge erhält; aber auch das zweite ist nicht gleichgültig, namentlich in Zeiten, wo dem Individuum viel Freiheit eingeräumt wird. Nun kann es nicht meine Absicht sein, über die römische Baukunst der Kaiserzeit zu reden, jene gewaltige Kunst, die einst, ebenso wie das römische Recht und das römische Militär, alle Länder des Mittelmeeres beherrschte, so dafs der Reisende noch jetzt mit Bewunderung dieselben gewaltigen Ruinen in Palmyra und Baalbek findet wie in Spanien, an der Donaumündung wie am Rande der afrikanischen Wüste. Nur von den Wohnungen soll die Rede sein, den Privathäusern, die der wohlhabende Römer jener Zeit sich anlegte. Wir sind in dieser Hinsicht in der glücklichen Lage, von dem jüngeren Plinius (62—113 n. Chr.) die Beschreibung zweier Villen zu besitzen (Ep. II. 17. V. 6). Es sind das Dokumente, die uns unmittelbar in die Anschauung der Zeit hineinführen. Wir sehen, worauf der Besitzer eines Hauses Wert legte, worin er seinen Stolz suchte; wir sehen andererseits, wie er manches gar nicht beachtete, was uns notwendig oder doch wünschenswert erscheint. So wird es für unsern Zweck nützlich sein, wenigstens von dem einen Briefe (V, 6) hier eine Übersetzung zu geben. Wird sie den Leser vielleicht fremdartig anmuten, so wird er bald bemerken, dafs gerade das Fremdartige für uns das Lehrreiche ist.



Abb. 2. Villa d'Este in Tivoli.

„Die Gegend ist sehr hübsch. Denke Dir ein unermefsliches Amphitheater, wie es nur die Natur hervorbringen kann: eine weit ausgedehnte Ebene wird im Kreis von Bergen umschlossen, die auf ihrem Gipfel hochragende, alte Wälder tragen. Dort findet sich zahlreiches und verschiedenartiges Wild. Von da senken sich Wälder von Schlagholz am Berge abwärts, zwischen ihnen liegen fette Erdhügel, — man würde keinen Stein finden, selbst wenn man ihn suchte, — die den ebensten Feldern an Fruchtbarkeit nichts nachgeben.... An ihrem Fufse breiten sich Weinberge an jeder Seite aus, und bilden weithin ein zusammenhängendes Ganze; an ihrem Ende und gleichsam am untersten Saume gedeihen Baumpflanzungen, daran schliefsen sich Wiesen und Felder; Felder, die nur die stärksten Rinder und die kräftigsten Pflüge aufreifsen können. . . . Die blumengeschmückten Wiesen tragen Klee und Kräuter, die immer zart und weich und wie neu hervorgesprofst sind. Denn alle werden von immer fliefsenden Bächen bewässert. Aber bei der Fülle des Wassers ist nirgends ein Sumpf, weil der abschüssige Boden das Wasser, das er empfängt

und nicht einsaugt, in die Tiber abgibt. Diese durchschneidet die Flur, sie ist schiffbar und befördert alle Feldfrüchte nach Rom, doch nur im Winter und Frühjahr. Im Sommer wird sie flach und verliert in einem sandigen Bett den Namen eines bedeutenden Flusses, im Herbst erlangt sie ihn wieder. Es wird Dir viel Vergnügen machen, die Gegend von einem Berge zu überblicken. Denn nicht wirkliches Land, sondern eine gemalte Landschaft von ausnehmender Schönheit wirst Du zu sehen glauben, durch eine solche Mannigfaltigkeit, durch solche Umrisse werden die Augen, wohin sie immer fallen, erquickt.

„Die Villa, die am unteren Hügelrande liegt, gewährt einen Ausblick wie von der Spitze. So sanft und allmählich hebt sich der Boden, dafs man merkt, man sei gestiegen, ohne zu fühlen, dafs man steigt. Im Rücken hat sie den Apennin, aber in ziemlicher Entfernung. Von diesem wehen auch an dem heitersten und sonnigsten Tage Lüfte, jedoch nicht scharf und ungestüm, sondern durch die Entfernung abgeschwächt und gemildert. Gröfstenteils ist sie nach Süden gerichtet und ladet gleichsam die Sonne im Sommer etwa von zwölf Uhr mittags, im Winter beträchtlich früher in eine breite und entsprechend lange Säulenhalle ein. An dieser liegen viele einzelne Teile, darunter auch ein Atrium nach der Sitte der Alten.*) Vor der Säulenhalle ist eine Terrasse, die in vielgestaltige Beete mit beschnittenem Buchsbaum eingeteilt ist. Von dort senkt sich schräg ein Rasenstück abwärts, auf welches einander zugekehrte Tierbilder mit Buchsbaum eingezeichnet sind. In der Ebene steht weicher und fast möchte man sagen flüssiger Akanthus. . . .

„An dem einen Ende der Säulenhalle tritt ein Speisezimmer hervor: durch die Türen sieht man auf das Ende der Terrasse, weiterhin die Ebene und viel bebautes Land, durch die Fenster auf der einen Seite die Terrasse und die hervorspringenden Teile der Villa, auf der anderen die Bäume und das Laub der anliegenden Reitbahn. Etwa gegenüber der Mitte der Säulenhalle liegt eine Zimmerreihe etwas zurück und umgibt einen viereckigen Raum, der von vier Platanen beschattet wird. Zwischen diesen springt in einem Marmorbecken Wasser und erfrischt die umherstehenden Platanen und den darunter liegenden Boden mit sanftem Tau. Es befindet sich in dieser Abteilung ein Schlafzimmer, wohin kein Tageslicht, kein Geschrei, kein Laut dringen kann, und unmittelbar daneben das gewöhnliche Speisezimmer für meine Freunde, von dem aus man jenen viereckigen Raum, eine andere Säulenhalle und sonst dasselbe sieht, wie aus der Säulenhalle. Es ist da auch ein andres Zimmer, das von der benachbarten Platane grün und schattig wird, mit Marmor ausgekleidet bis zu einem Sockel: der Schönheit des Marmors gibt die Malerei nichts nach, die Zweige und darauf sitzende Vögel darstellt. Darin ist ein Springbrunnen, in der Mitte ein Becken, ringsherum stehen mehrere Röhrchen, aus denen die Wasserstrahlen auf das angenehmste hervorplätschern. — Am andern Ende der Säulenhalle liegt ein sehr geräumiges Zimmer dem Speisesaal gegenüber, mit dem einen Fenster geht es auf die Terrasse, mit dem andern auf die Wiese, aber vorher auf einen Fischbehälter, der unter dem Fenster liegt, für Auge und Ohr wohltuend. Denn von der Höhe herabspringendes Wasser sammelt sich schäumend in einem Marmorbecken. Dasselbe Zimmer ist im Winter sehr warm, weil es reichlich von der Sonne getroffen wird. Eine Heizvorrichtung steht mit ihm in Verbindung und ersetzt an trüben Tagen durch die abgegebene warme Luft die Sonne. Von hier gelangt man durch ein geräumiges und freundliches Auskleidezimmer in das Kaltwasserbad, in dem ein grofses, gegen die Sonne geschütztes Bassin ist. Will man bequemer und in wärmerem Wasser schwimmen, so ist auf einem freien Platz ein Wasserbehälter, daneben ein Brunnen, an dem man sich wieder abkühlen kann, wenn einem die Wärme lästig wird. An den Raum für das kalte Bad schliefst sich das mittlere, das reichlich Sonne hat: noch mehr aber hat das Warmbad, denn es springt etwas vor. In diesem sind Wannen, zwei in der Sonne, die dritte von der Sonne etwas entfernt, aber nicht entfernt vom Licht. Über dem Ankleidezimmer liegt der Spielsaal, der Raum genug bietet für mehrere Arten von Leibesübungen und mehrere Parteien. Nicht weit vom Bade führen Treppen empor zu einem verdeckten Korridor, vorher aber zu drei Zimmergruppen. Von diesen liegt die eine über jenem kleinen Platze, auf dem die vier Platanen stehen, die zweite über einer Wiese, die dritte über Weingärten. So hat jede die Aussicht nach einer anderen Himmelsgegend. Oben auf dem Korridor liegt ein aus dem Korridor selbst herausgeschnittenes Zimmer, welches über die Reitbahn, Weingärten und Berge hinblickt. Es schliefst sich daran ein Zimmer, das der Sonne ausgesetzt ist, besonders im Winter. Dann beginnt eine Zimmerreihe, welche die Reitbahn mit der Villa verknüpft. Dies ist das Aussehen und die Anlage von vorn. Auf der Ostseite liegt etwas höher ein gedeckter Gang, der die Weinpflanzungen zu berühren scheint, während er den Blick darauf öffnet. In der Mitte erhält ein Speisezimmer die höchst zuträgliche Luft von den Tälern des Apennin her: nach hinten öffnet es sich durch weite Fenster, durch die Tür gleichfalls, aber nur durch Vermittelung des Kor-

*) Ein viereckiger Raum ohne Fenster, dessen Dach in der Mitte eine Öffnung hat, um Luft und Licht hereinzulassen.

ridors, auf Weinberge. Auf derjenigen Seite, welche ohne Fenster ist, führt eine Treppe auf einen verborgenen Gang, wo man das zum Mahle Nötige heranschafft. Am Ende liegt ein Zimmer, dem der Korridor eine nicht minder hübsche Aussicht verschafft, wie die Weinberge. Darunter liegt ein anderer Korridor, ähnlich einem unterirdischen Gange. Im Sommer ist er kühl von der eingeschlossenen Kälte und hält die Luft fest, ohne andere Luft anzuziehen und einzulassen. Hinter diesen beiden Korridoren beginnt am Ende des Speisezimmers eine Säulenhalle, die vormittags winterlich ist, gegen Abend sommerlich. Durch diese gelangt man zu zwei Zimmergruppen, in deren einer vier, in der anderen drei Zimmer je nach dem Stande der Sonne Licht oder Schatten haben. Diese angenehme Anlage der Baulichkeiten übertrifft aber weit, weit die Rennbahn. . . .“

Gehen wir einmal zum Vergleiche im Geiste durch, was wir von einer Villa verlangen und wie wir sie gestalten würden. Zunächst würden wir uns ein einzelnes, in sich abgeschlossenes Haus denken, zu dem allenfalls einige kleine Nebenbauten für Bedienung und Stallungen kommen könnten. Dann müfsten wir die Zahl der Stockwerke bestimmen, vor allen Dingen aber den Stil, und es wäre möglich, dafs uns die Wahl zwischen Gotik, deutscher oder italienischer Renaissance, Barock, Rokkoko und ganz modernen Erfindungen die Hauptschwierigkeit machte. Endlich würden wir die Wirkung des Hauses von der Strafse her bedenken und überlegen, ob nicht vielleicht eine besondere Anfahrt oder eine kleine Allee gute Dienste tun könnte. Von alledem sagt nun Plinius kein Wort. Die Wahl zwischen verschiedenen Stilen blieb ihm erspart, denn bei Wohnhäusern machte man keine Unterschiede. Überhaupt aber scheint ihm der architektonische Eindruck der Anlage ganz gleichgültig gewesen zu sein. Wir hören nichts von einem besonderen Zugang oder von einem Hauptportal, nichts von einer einheitlichen Gruppierung; das ganze Haus scheint aufgelöst in einzelne Zimmerreihen, die keinen notwendigen Zusammenhang haben. Der Begriff der Fassade ist unbekannt. Wir finden hier also dieselbe Gleichgültigkeit gegen den Eindruck, den das Haus nach aufsen macht, wie in Pompeji. Auch dort gibt es ja keine Fassaden oder sonst äufseren Schmuck. Das Haus kümmert sich sich nicht um den Beschauer, sondern dient nur der Bequemlichkeit und den Bedürfnissen des Besitzers.

Was verlangt nun dieser? Erstens eine hübsche Aussicht, zweitens die drei Dinge, deren Wert erst die neueste Zeit wieder zu schätzen gelernt hat: Luft, Licht und Wasser. Und jedes von diesen Dingen nicht blofs einfach, sondern mehrfach, in verschiedener Gestalt und Temperatur.

Daraus ergab sich allerdings eine nach unsern Begriffen ungeheuere Verschwendung des Raumes. Plinius besafs nicht blofs ein Speisezimmer, ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, sondern von jeder Art mehrere. Er zählt, abgesehen von den genauer beschriebenen Räumen, im ganzen sechs Zimmergruppen auf, die als diaeta oder Wohnung bezeichnet werden. Welche Massen von Zimmern ergeben sich auf diese Weise! Und wozu dieser Überflufs? Erstens, um bei jeder Jahreszeit, ja, man kann sagen, zu jeder Tageszeit, je nach dem Stande der Sonne den Aufenthalt wechseln zu können; zweitens, um je nach Laune eine andere Aussicht zu geniefsen. Was den Besitzer bei jedem Zimmer interessiert, ist die Beleuchtung und der Blick auf die Natur. Ermöglicht wurde diese Bauweise einerseits durch die Fülle des Raums, die den reichen Römern auf ihren ausgedehnten Landgütern zur Verfügung stand, andererseits durch die bescheidenen Ansprüche, die man an die Ausstattung der Zimmer zu stellen pflegte. Hiermit kommen wir auf einen andern wichtigen Unterschied zwischen den römischen und unsern Anforderungen, der zum Teil noch jetzt zwischen den nördlichen und südlichen Ländern besteht. Die reiche Ausstattung der Innenräume, die kostbaren Möbel, die unendliche Menge von Zierstücken, an die der Nordländer gewöhnt ist, verdankt doch nur dem Umstand ihre Entstehung, dafs er den gröfsten Teil seines Lebens zwischen den Hausmauern zubringt. Daher sucht er sich dort so behaglich wie möglich einzurichten und sein Auge durch Kunst zu erfreuen, wo dem Südländer die Natur selbst zur Verfügung steht. Gewifs würden uns die antiken Zimmer zuerst leer und kahl vorkommen. Aber sicher würden wir uns bald an sie gewöhnen und die südliche Bauweise als der Natur entsprechend vernünftig und angenehm finden.

Wir haben nun die Anschauungen der Zeit kennen gelernt, in der Hadrian seine Villa erbaute. Werfen wir jetzt auch einen Blick auf den Kaiser selbst.

P. Aelius Hadrianus (117—138 n. Chr.) war auf jeden Fall ein bedeutender Mensch, dazu ein echtes Kind seiner Zeit. Äufserlich betrachtet ist seine Regierung in manchen Beziehungen der Höhepunkt des römischen Kaisertums. Nach aufsen stand das Reich so mächtig da, dafs kein Feind seine Grenzen zu beunruhigen wagte. Im Innern schien das Ziel erreicht zu sein, das die Kaiser von Anfang an verfolgten, Verschmelzung der militärisch-politischen Kraft der Römer mit der wissenschaftlich-künstlerischen Kultur der Griechen. Der Kaiser hatte die übliche Beamtenlaufbahn durchgemacht und ein militärisches Kommando mit Ehren geführt, als er zur Regierung kam. Später hielt er das Heer mit Klugheit und Sachverständnis in

trefflichem Zustande und traf in der Verwaltung Anordnungen, die dauernden Wert hatten. Von kräftigem Wuchse, liebte er die Leibesübungen, besonders die Jagd, seine Reisen machte er meist zu Fufs mit unbedecktem Haupte. So gab er den Römern keinen Anstofs, aber die Neigung seines Herzens ging nach der andern Seite. Ungewöhnlich reich und vielseitig begabt, suchte er alles in sich aufzunehmen, was die Griechen an Schätzen des Wissens und der Kunst aufgehäuft hatten. In seiner Jugend beschäftigte er sich so eifrig mit ihrer Literatur, dafs er als Graeculus verspottet wurde. Später wufste er über Mathematik und Medizin, Grammatik und Musik, Rede- und Dichtkunst, Malerei und Architektur mit den Fachleuten zu disputieren und beanspruchte überall ein selbständiges Urteil. Was den Zeitgenossen am meisten auffiel, waren seine weit ausgedehnten Reisen. Auch frühere Kaiser hatten, wenn Unruhen oder sonst besondere Veranlassungen sie riefen, die Provinzen besucht. Aber das waren Ausnahmen. Hadrian reiste grundsätzlich und systematisch. Zuerst durchwanderte er den Westen des Reiches, Britannien, Gallien, Spanien, Mauretanien (121—126), dann den Osten, Kleinasien, Syrien, Ägypten (129—135). Beidemale blieb er fünf Jahre lang fort; in Athen brachte er mehrere Male den Winter zu. Nun scheint es ja selbstverständlich, dafs die Regierung des gewaltigen Reiches nur gewinnen konnte, wenn der Herrscher selbst die Provinzen und ihre Bedürfnisse kennen lernte, selbst die Beamten und das Heer kontrollierte. Aber Hadrian hatte offenbar noch andere Beweggründe. Zunächst persönliche, Freude an den Schönheiten der Natur, Wifsbegierde, Kunstenthusiasmus, dann aber auch politische. Offenbar wollte er die bisherige Sonderstellung der Hauptstadt beseitigen. Rom sollte nicht mehr die Herrin der Welt sein. Die Provinzen sollten ihm gleichwertig gegenüberstehen. Bisher schien es, als wenn die Schätze der Welt nur dazu dienen sollten, Rom zu verschönern. Noch Nero hatte auf seiner Reise durch Griechenland die Kunstwerke mitgenommen, die ihm gefielen, und geraubt, wie einst Verres; jetzt schien sich das Verhältnis umzudrehen und Rom seine Schätze über die Provinzen auszuschütten. Nirgends hat Hadrian etwas weggenommen, aber überall hat er Verfallenes wiederhergestellt, Neues aufgebaut, die Städte mit öffentlichen Gebäuden geschmückt, Tempel errichtet, Wege und Strafsen angelegt. Sein Biograph erzählt, dafs er auf seinen Reisen von Scharen von Bauleuten begleitet gewesen sei. Fronto schreibt: „eius itinerum monumenta videas per plurimas Asiae atque Europae urbes" (Denkmäler seiner Reisen könne man in den meisten Städten Asiens und Europas sehen). Von vielen Städten gibt es Münzen, die ihn als restitutor urbis feiern. Namentlich Athen erfuhr die kaiserliche Gnade in überschwenglicher Weise. Allerdings baute er auch in Rom, — am bekanntesten ist sein Mausoleum, die heutige Engelsburg, — aber es war doch deutlich, dafs er, selbst ein Provinziale (in Spanien geboren), der Stadt keinen Vorzug vor den Provinzen gönnte.

Bei so viel glänzenden Leistungen und Eigenschaften fehlen aber auch die Schattenseiten in der Natur des Kaisers nicht. Zwar grausam darf man ihn nicht nennen, obgleich er in seinen letzten Tagen einige verdächtige Persönlichkeiten ohne Grund töten liefs. Damals war er schwer krank und handelte gegen seine sonstigen Gewohnheiten. Aus seiner Eitelkeit wollen wir ihm keinen schweren Vorwurf machen. Wenn jemand bei Lebzeiten als Gott verehrt wird, wenn er überall die mafslosesten Schmeicheleien zu hören bekommt, so wird man Bescheidenheit von ihm kaum verlangen können. Das, was ihm wirklich fehlte, war bei aller Vielseitigkeit ein fester Mittelpunkt, ein grofses Streben, ein originelles Schaffen. Auch hierin ist er ein Sohn seiner Zeit. Die römische Literatur hat seit dem Tode des Tacitus (119 n. Chr.) keine bedeutende Persönlichkeit mehr aufzuweisen. Vielgeschäftiges Sammeln von allerlei Gelehrsamkeit, eine glatte Rhetorik, formale Spielereien in der Poesie können über den Mangel an Gedanken und Empfindungen nicht hinwegtäuschen. Etwas günstiger sieht es in der griechischen Literatur aus, die damals wirklich eine letzte Blütezeit erlebte. Aber wenn auch Plutarch mit Recht immer als gut unterrichteter und wohlmeinender Schriftsteller gegolten hat, so zeigen doch seine historischen und philosophischen Sammelwerke eine erschreckende Oberflächlichkeit. Die Philosophie, einst der Stolz des griechischen Geistes, verfiel in ihrer Verflachung und Heuchelei dem scharfen Spotte Lucians, der doch nichts Besseres an ihre Stelle setzen konnte. Das Lieblingskind der Zeit war die sogenannte Sophistik, in der die unverwüstliche Redelust und Redekunst der Griechen ein letztes glänzendes Schauspiel gab. Sie gleicht den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, die in bunten Farben leuchten, aber nicht mehr wärmen. Ähnlich stand es mit den bildenden Künsten, die im Besitze einer vollendeten, Jahrhunderte alten Technik doch nicht imstande war etwas Neues zu schaffen, sondern sich begnügte die übernommenen Formen immer aufs neue zu wiederholen. So lebte sich überall das Alte aus,*) während der neue Geist des

*) Merkwürdig, dafs Hadrian auch bestimmt war, den letzten Rest des alttestamentlichen Judentums zu vernichten. Nachdem Jerusalem 60 Jahre in Trümmer gelegen, errichtete er an seiner Stelle die Kolonie Aelia Hadriana. Das führte zu einem verzweifelten Aufstande der im Lande gebliebenen

Christentums noch nicht die Gestalt gewonnen hatte, um in die Literatur einzugreifen. Die Augen der Welt waren rückwärts gewandt, man ruhte aus auf den Schätzen, die eine kräftigere Vorwelt hinterlassen hatte. Kein Wunder, dafs dieser Zustand doch nicht die innere Befriedigung gewährte, wie eigenes Schaffen und Bewufstsein des Fortschrittes. Wir bemerken eine innere Unsicherheit, ein unruhiges Suchen. Auf dem Gebiet der Religion machte sich wüster Aberglaube breit, von dem auch der Kaiser nicht frei war. Man klagte über sein launisches Wesen. Gelegentlich verspottete er die Gelehrten, die er doch reich besoldete. Überhaupt sagt sein Biograph von ihm: „Idem severus laetus, comis gravis, lascivus cunctator, tenax liberalis, simulator verus, saevus clemens et semper in omnibus varius.“ (Derselbe Mann war ernst und heiter, entgegenkommend und zurückhaltend, vorschnell und unentschlossen, geizig und freigebig, verstellt und aufrichtig, grausam und milde, kurz in allen Beziehungen veränderlich.)

Wenden wir uns nun zu der Villa, die der Kaiser zum Ruhesitze für sein Alter bestimmt hatte. Wann er den Bau begonnen hat, ist nicht überliefert, doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dafs dies noch vor seiner zweiten Reise im Jahre 127 oder 128 geschehen ist. Denn die Menge der einzelnen Teile und ihre Gröfse ist derartig, dafs ihre Ausführung selbst für die unermefslichen Mittel des kaiserlichen Bauherrn einen Zeitraum von mehreren Jahren beansprucht haben mufs. Man denke sich, was für Ansprüche an eine solche kaiserliche Residenz gestellt werden mufsten. Wenn auch der Sitz der Verwaltungsgeschäfte in Rom blieb, so war doch bei der Zentralisierung des Reiches unvermeidlich, dafs eine Menge Sekretäre in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers sich befanden. Ferner wollte dieser im Alter gewifs nicht auf den Umgang verzichten, der ihm immer der liebste gewesen war. So mufste für Musiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Schauspieler, Redner, Sterndeuter, Philosophen, Geschichtschreiber, Grammatiker Platz geschafft werden, aufserdem für die Masse von Sklaven, ohne die ein vornehmer römischer Haushalt nicht denkbar war. Weiter mufste Raum sein zum Empfang fremder Gäste, zu glänzenden Festen so gut wie zu wissenschaftlichen Studien, zu Theateraufführungen jeder Art wie zum Naturgenufs. So mufste denn die Villa zu einer kleinen Stadt werden. Und tatsächlich erschienen ihre Trümmer so gewaltig, dafs sie im Mittelalter als Reste einer Stadt „Tivoli vetere“ bezeichnet wurden. Dazu kam aber noch eine besondere Liebhaberei des Kaisers, von der sein Biograph erzählt: „Tiburtinam villam mire exaedificavit, ita ut in ea et provinciarum et locorum celeberrima nomina inscriberet, velut Lyceum, Academian, Prytaneum, Canopum, Poecilen, Tempe vocaret; et ut nihil praetermitteret, etiam Inferos finxit.“ Also der Kaiser hatte Teile seiner Villa nach den berühmtesten Plätzen der Welt benannt, wie Lyceum, Akademie, Prytaneum, Kanopus, Poikile, Tempe. Es lag nahe anzunehmen, dafs er, der grofse Reisende, den Anblick der Punkte, die ihn besonders gefesselt hatten, auch zu Hause nicht entbehren wollte und eine möglichst getreue Nachbildung befohlen hatte. Allerdings mufste schon der Name Tempe vor übertriebenen Vorstellungen warnen. Denn wie konnte er das berühmte Tal*) nachahmen wollen, in dem der Peneus zwischen dem gewaltigen Olymp und Ossa sein Wasser zum Meere ergiefst? Es zieht sich ja eine Senkung zwischen dem Hügel, auf dem die Villa liegt, und den Sabinerbergen hin, aber sie ist wenig tief und einen Kilometer breit! Und so anmutig auch die Berge sind, so wird man ihre Ähnlichkeit mit dem Olymp doch nur sehr gering finden. Es handelt sich also bei den Namen offenbar nur um eine harmlose Spielerei, die man weder phantastisch noch sentimental zu finden braucht. Dafs es bei den Nachbildungen berühmter Bauten ähnlich stand, wird bei ihrer Betrachtung im einzelnen sich noch genauer herausstellen. Sie waren durchaus im Stile und Geschmacke der hadrianischen Zeit gehalten, und nur einige äufsere Zutaten wiesen auf den berühmten Namen hin, den ihnen die Laune des Kaisers gegeben.

Immerhin sieht man, welche Fülle von Aufgaben den Baumeistern gestellt war. Über die weiteren Schicksale der prachtvollen Anlage ist

---

Trümmer des Volkes. In jahrelangem Kampfe wurden die in Höhlen und auf Bergspitzen verschanzten Scharen niedergemacht. Bei strenger Strafe wurde jedem Juden verboten, die Stätte des alten Jerusalem zu betreten.

*) „Das Tempetal, ein Ideal schöner Landschaft im Sinne der Alten, vereinigt in seltener Weise den Charakter der Anmut eines Flufstals mit dem der Wildheit und Grofsartigkeit einer tiefen Felsschlucht. Der Flufs Peneios tritt hier in eine anderthalb Stunden lange, durch die fast unmittelbar an sein Bett herantretenden Abhänge des Ossa und Olympos gebildete Schlucht, die auf beiden Seiten von beinahe senkrechten, zerklüfteten, malerisch mit Grün bewachsenen Felsenmauern eingefafst ist. Die Abhänge des Olympos fallen fast durchweg schroff ab; dagegen ist am rechten Ufer meist ein schmaler Saum fruchtbaren Landes, der sich manchmal zu kleinen Ebenen erweitert, welche von zahlreichen Quellen erfrischt, mit üppigem Rasen bedeckt, von Lorbeer, Platanen und Eichen beschattet sind. Der Flufs fliefst in stetem und ruhigem Lauf, hier und da eine kleine Insel bildend, bald breiter, bald durch die vortretenden Felsen in ein schmales Bett gedrängt, unter einem Laubdache mächtiger Platanen, durch welches die Sonnenstrahlen nicht hindurchdringen, dahin.“ Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 6. Aufl. II, 201.

wenig bekannt. Die späteren Kaiser mögen sie gelegentlich benutzt haben, wie denn auch einige Büsten der Antonine und des Marc Aurel dort gefunden sind. In dem Jahrtausend des Mittelalters mufs der Verfall langsam eingetreten und vieles zusammengestürzt sein. Die Hauptschuld an der Zerstörung scheint aber auch hier, wie bei den meisten Ruinen in Rom, die Renaissance zu tragen. Als die Liebe zum Altertum wieder erwachte und die römischen Adelsfamilien, wie auch die Päpste selbst Antiken zu sammeln und Paläste zu bauen anfingen, da begann die schlimmste Beraubung und Ausplünderung der alten Denkmäler. Es wird erzählt, dafs im 15. Jahrhundert aus dem grofsen Prunksaal Marmorsäulen und zwei Statuen herausgenommen seien. Viele Statuen mögen auch damals schon auf oder in der Erde gelegen haben, dem Suchenden eine leichte Beute. Sie wurden aufgenommen und in die Museen Europas zerstreut. Bei vielen geriet die Herkunft in Vergessenheit, bei ungefähr 100 Stück ist sie noch jetzt nachzuweisen.

Da das ganze Gebiet einigen Privatleuten gehörte, so dauerte dieser Raubbau fort, bis die Errichtung des Königreiches Italien der Mifswirtschaft des Kirchenstaates ein Ende setzte. Der Staat kaufte schliefslich das Gebiet an und liefs es in der Hauptsache aufräumen, so dafs jetzt wenigstens die wichtigen Bauten bequem zugänglich sind und übersichtlich vor Augen treten. Freilich ist der erste Eindruck nicht sehr erfreulich!

Die Kuppeln und die gewaltigen Bögen sind verschwunden, die Säulen und der Marmorschmuck geraubt, die Malerei der Wände abgefallen, das Mosaik des Fufsbodens bis auf wenige Reste zerstört. Aber die Natur hat freundlich einen Schleier über das Bild der Verwüstung gelegt. Hochragende Cypressen und Pinien umrahmen die kahlen Mauern, üppig wucherndes Grün deckt die klaffenden Lücken, so dafs eine Wanderung zwischen den Ruinen auch landschaftlich reiche Abwechselung und viel Genufs bietet. Unsere beiden Bilder geben den Eindruck gut wieder.

Die Villa liegt etwa eine Stunde südwestlich von Tivoli auf einem langgestreckten Hügelrücken 90 Meter über dem Meere. Der Hügel streicht von Norden nach Süden und hängt, wenn auch nicht unmittelbar, mit dem Stadtberge von Tivoli zusammen. Im Westen dehnt sich die weite Campagna aus, im Osten steigen die Sabinerberge empor. Man hat gefragt, warum der Kaiser nicht lieber etwas höher hinauf gegangen sei und gemeint, es möge in Tivoli selbst kein Platz mehr gewesen sein. Aber man erinnere sich, dafs auch Plinius seine Villa in imo colle, am Fufse eines Berges baute so, dafs er ebensogut die angebaute Ebene, als das Gebirge übersehen konnte. Es mag also die Wahl des Platzes dem Geschmack der Zeit entsprechen. Zu beiden Seiten jenes Hügelrückens ziehen sich Taleinsenkungen in geringer Tiefe entlang, durchflossen von kleinen Wasserläufen, die aber im Altertum künstlich verstärkt waren. Um mehr Platz für die Bauten zu gewinnen, wurde die Fläche auf dem Hügel durch grofse Substruktionen verbreitert und möglichst planiert. Denn während wir Kinder des Flachlandes bemüht sind etwaige Unebenheiten des Bodens zu erhalten, ja künstlich hervorzuheben und zu vergröfsern, finden die südlichen Völker zwischen ihrer Überfülle von Bergen gerade an Ebenen Gefallen.

Nehmen wir nun den Plan zur Hand, um uns eine vorläufige Übersicht über die Gesamtanlage zu verschaffen. Zu beachten ist dabei, dafs auf demselben Norden nicht wie gewöhnlich oben, sondern links liegt. Der Hauptpalast nimmt die Ostseite ein und besteht aus drei Gruppen von Baulichkeiten, die sich um viereckige Plätze herumlegen, den Bibliothekshof (Cortile della Biblioteca), den Garten (Giardino) und den „goldenen Platz“ (Piazza d'oro). Von diesen Plätzen liegt jeder etwa 5 Meter höher, als der vorhergehende, und mufs auf freiliegenden Treppen erstiegen werden. Die Grenze bildet nach Osten hin eine Terrassenmauer in der Länge von etwa 500 m, an deren Fufse Gartenanlagen allmählich zum Tempetal überleiteten. An der Westseite erstrecken sich diejenigen Nebenbauten, die für die Erfordernisse des täglichen Lebens die wichtigsten sind: die grofse Halle für Spaziergänge (Poikile), das Stadion für die Leibesübungen und die Bäder (Terme grandi, terme piccole). In weiterer Entfernung nach Norden und Süden folgen dann die Anlagen, die mehr für gelegentliche Zerstreuungen berechnet waren, wie die verschiedenen Theater, Canopus, die Unterwelt usw.

An welcher Stelle der Eingang lag und wie er ausgestattet war, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls war er, wie heute, auf der Nordseite, weil dort die Strafse nach Tibur vorüberführte und der Hügel dort am besten zugänglich war. Ein besonders prunkvolles Tor kann nicht vorhanden gewesen sein; sonst müfsten sich Reste finden. Auch ein Weg, der einheitlich angelegt zu den Hauptgebäuden den Zugang gewährte, fehlte, wie sich aus der Beschaffenheit derselben ergibt. Heutzutage gelangt man von dem Eingange (ganz links auf dem Plane) sofort zu den Resten eines Theaters, des sogenannten „teatro greco“, das hier vereinzelt ohne sichtbaren Zusammenhang mit anderen Anlagen liegt. Ähnlich vereinzelt liegen weiter nach Osten die Trümmer einer Anlage, die man ohne jeden Grund als „palestra“ bezeichnet, und eines andern Theaters (auf unserm Plane nicht mehr sicht-

bar), das man zum Unterschiede von dem ersten „teatro romano“ nennt. Die Namen stammen gröfstenteils von Pirro Ligorio, der um 1550 die Ruinen zuerst untersucht und beschrieben hat. Sie verraten mehr die blühende Phantasie ihres Urhebers, als wissenschaftliche Gründlichkeit, sind aber teils aus Bequemlichkeit, teils aus Mangel an besseren bis in die Gegenwart festgehalten.



Abb. 3. Die „lateinische Bibliothek.“

Vom teatro greco führt der Weg aufwärts an einem modernen, von Bäumen umgebenen Hause vorbei durch eine Reihe antiker Zimmer (Nymphaeum) über grünes Gelände bis an eine gewaltige Mauer (Poikile). Lassen wir diese vorläufig beiseite und wenden uns links dem Hauptpalast zu, so stofsen wir zunächst auf einige Räume, die ohne Zusammenhang angelegt, erst nachträglich notdürftig verbunden sind, die aber durch ihre Gröfse und prachtvolle Ausstattung beweisen, dafs sie für die Benutzung durch den Kaiser selbst bestimmt waren. Zuerst treten wir in einen viereckigen Saal mit einer Apsis, genannt sala dei filosofi, dann in ein kreisrundes Gebäude (3), eines der sonderbarsten des ganzen Palastes. Es hat den stattlichen Durchmesser von 42 m und eine entsprechende Höhe. Ringsherum an der Wand läuft eine Säulenhalle, neben dieser ein etwa 5 m breiter und 2 m tiefer Kanal, der einst mit Wasser gefüllt war. Auf zwei drehbaren Brücken konnte man dieses überschreiten und erreichte dann in der Mitte eine kreisrunde Insel, die mehrere Zimmer und kleine Hallen enthielt: das Ganze eine Erfindung phantastischer Laune, die aber des Reizes nicht entbehrt. Gedeckt war der Raum ehemals durch eine Kuppel, die man sich aber nicht wie eine moderne Kirchenkuppel vorstellen darf. Diese, deren mafsgebendes und nie übertroffenes Vorbild die Kuppel der römischen Peterskirche ist, wird immer von einem turmartigen Unterbau getragen und steigt in etwas ovalem Umrifs auf.

Die altrömische Kuppel, wie sie sich besonders am Pantheon erhalten hat, legt sich breit über den ganzen Bau und bildet im Durchschnitt einen Halbkreis. Das Licht dringt ausschliefslich durch eine kreisrunde Öffnung an der höchsten Stelle herein. Von aufsen sieht die Rundung freilich etwas plump aus und die Mauer erscheint bei dem gänzlichen Fehlen der Fenster düster und unfreundlich, dafür wirkt im Innern das ganz ruhige, gleichmäfsige, nirgends gebrochene oder gekreuzte Licht unbeschreiblich wohltuend.

Wie dieser Rundbau, so lagen ursprünglich auch die beiden Gebäude vereinzelt, die man als die griechische und lateinische Bibliothek (4) zu bezeichnen pflegt (Abb. 3). Beide sind ziemlich gleichartig angelegt, und bestehen aus zwei hintereinander liegenden Sälen mit quadratischem Grundrifs. Ihre Bestimmung ist ganz ungewifs, ihre Benennung stammt daher, dafs man in den Wänden viereckige Vertiefungen bemerkte, die zur Aufnahme von Büchern geeignet erschienen. Jedenfalls waren beide, wie auch die zuerst genannten, im Innern ganz mit kost-

barem **Marmor** ausgekleidet, auch zu den Säulen waren die edelsten Marmorarten benützt. Es ist schwer, etwas Glänzenderes und Vornehmeres auszudenken, als diese marmorüberzogenen Wände. Eine Vorstellung von der Wirkung kann man noch heute in einzelnen Palästen und Kirchen Italiens erhalten; doch ist zu bedenken, dafs in diesen fast nur inländischer Stein benützt ist, während den Römern auch die seltenen Marmorarten Afrikas und Asiens zur Verfügung standen. Nach Dutzenden zählen die Namen, die die römischen Antiquare und Steinmetzen gegenwärtig unterscheiden. (Auch im Dresdener Museum findet man eine schöne Sammlung von Proben.) Weifser, gelber, roter, grüner, schwarzer Marmor, bald rein, bald gefleckt, bald geädert, stand dem antiken Architekten zu beliebiger Zusammensetzung zur Verfügung. Hatten die Griechen der klassischen Zeit ihre Monumentalbauten aus ganzen Quadern errichtet, — unzweifelhaft die solideste und vornehmste Bauart — so erlernten die Römer die Kunst, den Marmor in dünne Platten zu zerschneiden und auf Ziegelmauern aufzuheften. Dabei ist zu bedenken, dafs die Marmorbrüche der ganzen Welt kaiserliches Eigentum waren und von Verbrechern oder Sklaven bearbeitet wurden. Nur so kann man sich die ungeheure Masse des Materials erklären, das in Rom verbaut wurde. Auch in Tivoli stecken noch immer so viel Trümmer in der Erde, dafs sich jeder Reisende ein Andenken einzustecken pflegt, wogegen auch nichts zu sagen ist, wenn er nur liegen läfst, was noch eine Spur von Bearbeitung zeigt.

Ebenso wie die Wände waren übrigens auch die Fufsböden mit Stein bedeckt und hier findet man die verschiedensten Abstufungen in der Feinheit der Arbeit. Von den einfachen viereckigen Platten, wie sie selbst in den für die Bedienung bestimmten Räumen liegen, geht die Steigerung durch immer reichere Muster bis zu den kunstvollen Mosaiken, die mit den Meisterwerken der Malerei selbst wetteifern. Einige der berühmtesten Beispiele, die aus Hadrians Villa stammen, werden wir später zu erwähnen Gelegenheit haben.

Die beiden Bibliotheken standen zwar ursprünglich vereinzelt, wurden aber später an die Säulenhalle angeschlossen, die den nach ihnen benannten Bibliothekshof umgibt. Diese Tatsache ist mit Recht daraus gefolgert worden, dafs die Richtung der Axe beider Gebäude von der des Hofes bedeutend abweicht und dafs ihr Eingang auf der dem Hofe abgewendeten Nordseite liegt. Auch auf dieser hat man eine winkelige Säulenhalle vorgelegt, um eine notdürftige Verbindung herzustellen. Auf der Hofseite dagegen hat man ein Zimmer zwischen sie eingeschoben, das zwar rechtwinklig zu der Umgangshalle liegt, dafür aber mit den Bibliotheken ein merkwürdiges Gewirre von Winkeln bildet. Neben ihm führen rechts und links zwei Zugänge, etwa 3—4 m breit, von der Nordterrasse in den Hof. Erwähnt mag auch das Zimmer östlich von der lateinischen Bibliothek werden, das sich nach Norden öffnet. Vor dem Eingang war ein Springbrunnen und neben ihm standen zwei Statuen, deren Postamente erhalten sind. Wir haben hier ein Beispiel, wie man darauf bedacht war, für die Blicke der im Innern Weilenden einen angenehmen Ziel- und Ruhepunkt zu schaffen, und werden bald noch mehrere finden. Wer die Zimmerreihe in Schlofs Babelsberg durchwandert hat, wird wissen, wie reizend in dieser Beziehung die Kunst die Natur ergänzen kann.

Der Hof selbst bildet ein Rechteck von 65 m Länge und 50 m Breite; die Säulen, wahrscheinlich korinthisch, waren aus weifsem Marmor. Waren nun die Gebäude auf der Nord- und Westseite für den Kaiser selbst bestimmt, so gehörten die auf der Ostseite dem Gefolge. Sie bieten manches Interessante, jedoch würde ihre Besprechung hier zu weit führen. Nur den äufsersten Vorsprung hatte der Kaiser für sich benutzt, um einen Aussichtspunkt nach Süden zu gewinnen. (Triclinio verso Tempe.) Da das Niveau des Bibliothekshofes und seiner Gebäude tiefer lag, so mufste hier über die gewöhnliche Höhe hinaus noch ein Stockwerk aufgesetzt werden, sodafs eine Art Aussichtsturm entstand mit einer Plattform, von der aus man die Anlagen der östlichen Schlofsterrasse mit der kaiserlichen Wohnung und das Tempetal mit den Sabinerbergen bequem überblicken konnte. Es ist das zu beachten, weil wir in der Villa nur ganz wenige Beispiele von mehrstöckigen Bauten haben.

Die Südseite des Bibliothekshofes wird begrenzt durch die Stützmauer, welche den **mittleren Teil** der Villa abschliefst. Dieser liegt ungefähr 5 m höher und wird erreicht durch eine etwa 4 m breite Treppe, die in drei Absätzen bequem aufsteigt. Hier nähern wir uns den Räumen, die für den dauernden und täglichen Gebrauch des Kaisers bestimmt waren. In der Mitte liegt ein freier Platz von unregelmäfsiger Gestalt, bestehend aus einem gröfseren Rechteck im Westen und einem kleineren im Osten. Wir müssen ihn uns mit Bäumen bepflanzt vorstellen. Um diesen Platz herum gruppieren sich die Gebäude so, dafs der südliche Teil als der stattlichere, prunkvollere erscheint. Von der erwähnten Treppe aus treten wir zunächst links in einige kleinere Zimmer, vor denen sich ein verhältnismäfsig kleines Peristyl hinzieht (auf dem Plane punktiert). Das Mittelzimmer, das eine vornehme Ausstattung besafs, öffnet sich nach dieser Seite (Nord), während das eine Nebenzimmer nach der anderen Seite (Süd) seinen Ausgang hat. Offenbar

bar), das man zum Unterschiede von dem ersten „teatro romano“ nennt. Die Namen stammen gröſstenteils von Pirro Ligorio, der um 1550 die Ruinen zuerst untersucht und beschrieben hat. Sie ver-

Abb. 3. Die „lateinische Bibliothek.“

raten mehr die blühende Phantasie ihres Urhebers, als wissenschaftliche Gründlichkeit, sind aber teils aus Bequemlichkeit, teils aus Mangel an besseren bis in die Gegenwart festgehalten.

Vom teatro greco führt der Weg aufwärts an einem modernen, von Bäumen umgebenen Hause vorbei durch eine Reihe antiker Zimmer (Nymphaeum) über grünes Gelände bis an eine gewaltige Mauer (Poikile). Lassen wir diese vorläufig beiseite und wenden uns links dem Hauptpalast zu, so stoſsen wir zunächst auf einige Räume, die ohne Zusammenhang angelegt, erst nachträglich notdürftig verbunden sind, die aber durch ihre Gröſse und prachtvolle Ausstattung beweisen, daſs sie für die Benutzung durch den Kaiser selbst bestimmt waren. Zuerst treten wir in einen viereckigen Saal mit einer Apsis, genannt sala dei filosofi, dann in ein kreisrundes Gebäude (3), eines der sonderbarsten des ganzen Palastes. Es hat den stattlichen Durchmesser von 42 m und eine entsprechende Höhe. Ringsherum an der Wand läuft eine Säulenhalle, neben dieser ein etwa 5 m breiter und 2 m tiefer Kanal, der einst mit Wasser gefüllt war. Auf zwei drehbaren Brücken konnte man dieses überschreiten und erreichte dann in der Mitte eine kreisrunde Insel, die mehrere Zimmer und kleine Hallen enthielt: das Ganze eine Erfindung phantastischer Laune, die aber des Reizes nicht entbehrt. Gedeckt war der Raum ehemals durch eine Kuppel, die man sich aber nicht wie eine moderne Kirchenkuppel vorstellen darf. Diese, deren maſsgebendes und nie übertroffenes Vorbild die Kuppel der römischen Peterskirche ist, wird immer von einem turmartigen Unterbau getragen und steigt in etwas ovalem Umriſs auf. Die altrömische Kuppel, wie sie sich besonders am Pantheon erhalten hat, legt sich breit über den ganzen Bau und bildet im Durchschnitt einen Halbkreis. Das Licht dringt ausschlieſslich durch eine kreisrunde Öffnung an der höchsten Stelle herein. Von auſsen sieht die Rundung freilich etwas plump aus und die Mauer erscheint bei dem gänzlichen Fehlen der Fenster düster und unfreundlich, dafür wirkt im Innern das ganz ruhige, gleichmäſsige, nirgends gebrochene oder gekreuzte Licht unbeschreiblich wohltuend.

Wie dieser Rundbau, so lagen ursprünglich auch die beiden Gebäude vereinzelt, die man als die griechische und lateinische Bibliothek (4) zu bezeichnen pflegt (Abb. 3). Beide sind ziemlich gleichartig angelegt, und bestehen aus zwei hintereinander liegenden Sälen mit quadratischem Grundriſs. Ihre Bestimmung ist ganz ungewiſs, ihre Benennung stammt daher, daſs man in den Wänden viereckige Vertiefungen bemerkte, die zur Aufnahme von Büchern geeignet erschienen. Jedenfalls waren beide, wie auch die zuerst genannten, im Innern ganz mit kost-

barem **Marmor** ausgekleidet, auch zu den Säulen waren die edelsten Marmorarten benützt. Es ist schwer, etwas Glänzenderes und Vornehmeres auszudenken, als diese marmorüberzogenen Wände. Eine Vorstellung von der Wirkung kann man noch heute in einzelnen Palästen und Kirchen Italiens erhalten; doch ist zu bedenken, dafs in diesen fast nur inländischer Stein benützt ist, während den Römern auch die seltenen Marmorarten Afrikas und Asiens zur Verfügung standen. Nach Dutzenden zählen die Namen, die die römischen Antiquare und Steinmetzen gegenwärtig unterscheiden. (Auch im Dresdener Museum findet man eine schöne Sammlung von Proben.) Weifser, gelber, roter, grüner, schwarzer Marmor, bald rein, bald gefleckt, bald geädert, stand dem antiken Architekten zu beliebiger Zusammensetzung zur Verfügung. Hatten die Griechen der klassischen Zeit ihre Monumentalbauten aus ganzen Quadern errichtet, — unzweifelhaft die solideste und vornehmste Bauart — so erlernten die Römer die Kunst, den Marmor in dünne Platten zu zerschneiden und auf Ziegelmauern aufzuheften. Dabei ist zu bedenken, dafs die Marmorbrüche der ganzen Welt kaiserliches Eigentum waren und von Verbrechern oder Sklaven bearbeitet wurden. Nur so kann man sich die ungeheure Masse des Materials erklären, das in Rom verbaut wurde. Auch in Tivoli stecken noch immer so viel Trümmer in der Erde, dafs sich jeder Reisende ein Andenken einzustecken pflegt, wogegen auch nichts zu sagen ist, wenn er nur liegen läfst, was noch eine Spur von Bearbeitung zeigt.

Ebenso wie die Wände waren übrigens auch die Fufsböden mit Stein bedeckt und hier findet man die verschiedensten Abstufungen in der Feinheit der Arbeit. Von den einfachen viereckigen Platten, wie sie selbst in den für die Bedienung bestimmten Räumen liegen, geht die Steigerung durch immer reichere Muster bis zu den kunstvollen Mosaiken, die mit den Meisterwerken der Malerei selbst wetteifern. Einige der berühmtesten Beispiele, die aus Hadrians Villa stammen, werden wir später zu erwähnen Gelegenheit haben.

Die beiden Bibliotheken standen zwar ursprünglich vereinzelt, wurden aber später an die Säulenhalle angeschlossen, die den nach ihnen benannten Bibliothekshof umgibt. Diese Tatsache ist mit Recht daraus gefolgert worden, dafs die Richtung der Axe beider Gebäude von der des Hofes bedeutend abweicht und dafs ihr Eingang auf der dem Hofe abgewendeten Nordseite liegt. Auch auf dieser hat man eine winkelige Säulenhalle vorgelegt, um eine notdürftige Verbindung herzustellen. Auf der Hofseite dagegen hat man ein Zimmer zwischen sie eingeschoben, das zwar rechtwinklig zu der Umgangshalle liegt, dafür aber mit den Bibliotheken ein merkwürdiges Gewirre von Winkeln bildet. Neben ihm führen rechts und links zwei Zugänge, etwa 3—4 m breit, von der Nordterrasse in den Hof. Erwähnt mag auch das Zimmer östlich von der lateinischen Bibliothek werden, das sich nach Norden öffnet. Vor dem Eingang war ein Springbrunnen und neben ihm standen zwei Statuen, deren Postamente erhalten sind. Wir haben hier ein Beispiel, wie man darauf bedacht war, für die Blicke der im Innern Weilenden einen angenehmen Ziel- und Ruhepunkt zu schaffen, und werden bald noch mehrere finden. Wer die Zimmerreihe in Schlofs Babelsberg durchwandert hat, wird wissen, wie reizend in dieser Beziehung die Kunst die Natur ergänzen kann.

Der Hof selbst bildet ein Rechteck von 65 m Länge und 50 m Breite; die Säulen, wahrscheinlich korinthisch, waren aus weifsem Marmor. Waren nun die Gebäude auf der Nord- und Westseite für den Kaiser selbst bestimmt, so gehörten die auf der Ostseite dem Gefolge. Sie bieten manches Interessante, jedoch würde ihre Besprechung hier zu weit führen. Nur den äufsersten Vorsprung hatte der Kaiser für sich benutzt, um einen Aussichtspunkt nach Süden zu gewinnen. (Triclinio verso Tempe.) Da das Niveau des Bibliothekshofes und seiner Gebäude tiefer lag, so mufste hier über die gewöhnliche Höhe hinaus noch ein Stockwerk aufgesetzt werden, sodafs eine Art Aussichtsturm entstand mit einer Plattform, von der aus man die Anlagen der östlichen Schlofsterrasse mit der kaiserlichen Wohnung und das Tempetal mit den Sabinerbergen bequem überblicken konnte. Es ist das zu beachten, weil wir in der Villa nur ganz wenige Beispiele von mehrstöckigen Bauten haben.

Die Südseite des Bibliothekshofes wird begrenzt durch die Stützmauer, welche den **mittleren Teil** der Villa abschliefst. Dieser liegt ungefähr 5 m höher und wird erreicht durch eine etwa 4 m breite Treppe, die in drei Absätzen bequem aufsteigt. Hier nähern wir uns den Räumen, die für den dauernden und täglichen Gebrauch des Kaisers bestimmt waren. In der Mitte liegt ein freier Platz von unregelmäfsiger Gestalt, bestehend aus einem gröfseren Rechteck im Westen und einem kleineren im Osten. Wir müssen ihn uns mit Bäumen bepflanzt vorstellen. Um diesen Platz herum gruppieren sich die Gebäude so, dafs der südliche Teil als der stattlichere, prunkvollere erscheint. Von der erwähnten Treppe aus treten wir zunächst links in einige kleinere Zimmer, vor denen sich ein verhältnismäfsig kleines Peristyl hinzieht (auf dem Plane punktiert). Das Mittelzimmer, das eine vornehme Ausstattung besafs, öffnet sich nach dieser Seite (Nord), während das eine Nebenzimmer nach der anderen Seite (Süd) seinen Ausgang hat. Offenbar

ist hier das Streben, mit der Sonne den Aufenthalt wechseln zu können, während das Peristyl wieder den Zweck hat, das Auge angenehm zu beschäftigen. Weiter folgt das „Triclinio“ oder Speisezimmer, von dessen Einrichtung wir noch eine ziemlich genaue Kenntnis haben. Von dem Hauptraum waren zwei schmale Seitenschiffe durch Säulen abgetrennt, die aus Travertin mit dickem, vergoldetem Stucküberzug bestanden. Die Wandverkleidung zeigte Stuckreliefs auf blauem Grund, der Fufsboden feines, weifses Mosaik, in dem fünf Bilder eingelassen waren. Eins von ihnen, einen Kentauren darstellend, der sein gefallenes Weib gegen einen Tiger verteidigt, ist ins Berliner Museum gelangt, die übrigen sind in Italien zerstreut. In einem kleinen Nebengemach führt eine Treppe in eine unterirdische, rechteckige Anlage von Korridoren, die nicht dem Verkehr der Dienerschaft dienten, wie die andern, von denen nachher die Rede sein wird. Vielmehr beweist ihre Ausstattung mit Mosaiks, dafs sie darauf berechnet waren, bei grofser Hitze einen kühlen Aufenthalt zu gewähren.

Kehren wir auf den grofsen Platz zurück und betrachten die Gebäude, die das längliche Viereck im Norden und Süden begrenzen, so fällt zunächst auf, dafs alle Räume sich weit nach aufsen öffnen, und zweitens, dafs sie in symmetrischer Einteilung sich gegenüberliegen. Ihren Zweck im einzelnen zu bestimmen ist um so schwieriger, als gerade hier die Zerstörung ziemlich arg ist. Doch kann man, ohne phantastisch zu werden, folgendes glauben. Der Hauptraum der Südseite ist der gleich zu besprechende Festsaal (Basilica). Da aus diesem einige Türen in die fraglichen Räume und durch sie hindurch auf den Platz führen, so wird dieser ausdrücklich dazu bestimmt gewesen sein, den Teilnehmern an den Festen nach der Mahlzeit den Genufs der frischen Luft, Bewegung und Gelegenheit zu ungezwungener Unterhaltung zu geben. Scheinen doch die offenen Räume ringsherum dazu einzuladen, wie die Logen in einem modernen Saale; und mochte auch die Exedra (9)*) für den Kaiser reserviert sein, so waren die Gäste in den übrigen Räumen auch nicht übel untergebracht.

Treten wir nun in das Innere. Der Haupteingang liegt nicht in der Axe der Treppe, sondern seitwärts, dem Auge des Herankommenden zunächst verborgen (7). Hier finden wir wirklich ein stattliches, säulengeschmücktes Tor. Dieses öffnet sich auf eine halbrunde Apsis, an die sich ein mächtiger viereckiger Raum anschliefst. In diesem bot sich dem überraschten Auge ehemals ein wundervoller Anblick. Im Hintergrund stürzte etwa drei und einen halben Meter tief Wasser von allen Seiten über Mauerwerk, das wie die Sitzreihen eines Theaters nach der Mitte zu sich senkte, sammmelte sich in einem Becken und stieg dann nochmals in zwei Springbrunnen auf. Die vordere Hälfte des viereckigen Raumes war von Säulen umgeben, an die sich rechts und links Hallen ansetzten. Diese waren in halber Höhe geteilt durch ein Zwischengeschofs, so dafs man den Saal mit dem Wasser auch von höherem Standpunkt betrachten konnte.

Dieser prachtvolle Raum diente als Vorgemach für den Festsaal (Basilica), der sich nach rechts anschlofs. Seine Länge beträgt 33 m, die Breite etwa 24 m*). Ringsherum war durch 36 Marmorpfeiler mit dorischem Kapitell eine Halle abgeteilt, die eine gewölbte Decke trug. Der Innenraum erhob sich höher, indem über den Pfeilern sich ein dorisches Gebälk mit Triglyphenfries hinzog, auf dem sich wahrscheinlich abermals Säulen erhoben. In diesem oberen Stockwerk waren wohl auch die Fenster angebracht. Darüber spannte sich dann die ebene Decke. Die Wirkung des Raumes beruhte neben seiner kolossalen Gröfse auf dem Glanz des Materials. Denn nach den Resten zu urteilen, war sowohl an den Pfeilern als an den Wänden ausschliefslich weifser Marmor verwendet. Als Fortsetzung des Saales müssen die Räume nach Westen zu gelten. Während die kleineren jedenfalls für die Bedienung bestimmt waren, führte der mittlere aus dem Hauptsaal unmittelbar ins Freie. Hier lag ein kleiner Säulenhof, der hinten durch eine gerundete Wand abgeschlossen war. Vor dieser steht ein grofses Postament, ein Beweis, dafs auch hier ehemals der Blick vom Saale her durch ein bedeutendes Kunstwerk begrenzt wurde.

Verlassen wir nun diese für die Geselligkeit bestimmten Räume, so müssen wir bis zum Vorsaale zurückkehren und dort an der Terrassenmauer entlang weiter nach Süden hinaufsteigen. Die dritte Gebäudegruppe des Palastes schliefst sich nicht unmittelbar an, vielmehr schiebt sich ein unklares Gewirre niedriger Mauerreste ein. Jedenfalls haben hier keine monumentalen Räume mit starken Wänden gelegen, sondern kleinere Zimmer, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sich hier die unmittelbare Umgebung des Kaisers untergebracht denkt. An diesen vorüber gelangt man in den letzten und prachtvollsten Hof (*piazza d'oro*), der ohne Zusammenhang mit den andern angelegt ist. Beim Eintritt überblickt man einen freien rechteckigen Platz von 62 m Breite und 52 m Tiefe. Die Säulenhalle, die ihn einst auf allen Seiten in einer Breite von 6,60 m und in einer Höhe von

---

*) Ein halbrunder, vorn offener Raum.

*) Zum Vergleich sei bemerkt, dafs die Aula unseres Gymnasiums 22 zu 12 m mifst. Übrigens ist auf unserem Plan leider der Eingang nicht angegeben.

nur 3,60 m umschlofs, ist fast ganz verschwunden. Dafür ragen an der gegenüberliegenden Seite noch jetzt die gewaltigen Mauerkerne empor, die deutlich verkündigen, dafs hier einst der glänzende Abschlufs des ganzen Baues erreicht war. Hier lag die Wohnung des Kaisers. Die Mitte bildet ein riesiger Saal (Abbildung 4)*), dessen Durchmesser fast 30 m beträgt. Die Grundform ist ein Quadrat, an das nach Süden ein Kreisausschnitt angesetzt ist. In den vier Ecken steigen vier gewaltige Pfeiler auf, die allerdings unten durch tief eingeschnittene Nischen ausgehöhlt sind. Diese sind nach vorn durch Säulenstellungen begrenzt, die nicht geradlinig angeordnet sind, sondern in gekrümmter Linie in den Saal vorspringen. Andere Säulenpaare verbinden die Pfeiler unter sich in entsprechend auswärts geschweiften Linien, sodafs trotz der quadratischen Grundform an den Wänden sich keine gerade Fläche befand. Die Pfeiler schlossen sich oben in einem Kreise zusammen, über dem eine halbkugelige Kuppel emporstieg. Die Gesamthöhe betrug etwa 17 m. Die Konstruktion der Pfeiler hat manches Eigenartige, was sich an andern Bauten nicht findet, wohl aber an zwei Stellen in der Villa wiederkehrt. Es ist also eine berechtigte Vermutung von Winnefeld, dafs hier der Kaiser selbst den Baumeister gespielt und eine von ihm selbst erfundene Anordnung befohlen habe. Der plastische Schmuck des marmorbekleideten Saales war sehr reichlich. Ein Fries zog sich über den Säulen ringsherum, auf dem Eroten mit wilden Tieren kämpften oder auf Meerungeheuern ritten. In den Nischen der Pfeiler standen Statuen, ebenso in den sieben Nischen der gekrümmten Rückwand. In der Mitte erhob sich auf einem grofsen Postament eine ansehnliche Gruppe. Der originellste Schmuck aber war auch hier durch die Verwendung des Wassers erreicht: sowohl aus der Rückwand als auch aus den Pfeilern sprudelte das wohltätige Element kühlend und belebend hervor, reizend für Auge und Ohr.

An diesen Saal schlossen sich rechts und links je drei quadratische Räume, deren mittelster auf allen vier Seiten durch Säulen abgegrenzt war. Sie empfingen von Norden und Süden durch grofse Fenster ihr Licht und öffneten sich auch durch kleine Türen nach denselben Richtungen. Dagegen hatten die grofsen Gemächer, welche im Osten und Westen den Abschlufs bilden, keine Fenster. Sie waren mit Tonnengewölben gedeckt und müssen durch diese Oberlicht erhalten haben. Ihre Türen gingen nicht auf die Säulenhalle, sondern in die zwei Korridore, welche sich an die Rückwand der Säulenhalle anlehnten. Der östliche führte zu einer grofsen Exedra (8), welche eine herrliche Aussicht auf die Gartenanlagen der vorliegenden Terrasse mit den Sabinerbergen im Hintergrund gewährte. Näher am Palast, aber bedeutend tiefer und durch die Terrassenmauer verdeckt, lag auf derselben Seite ein Haus, das wahrscheinlich für die persönliche Bedienung des Kaisers bestimmt war.



Abb. 4. Der Kuppelsaal und östliche Nebenräume.

Es ist schwer, sich von der Wirkung, den die Räume einst machten, eine Vorstellung zu

*) Von Südwesten aufgenommen. Ein Mann lehnt sich an die breit hingelagerten Reste des Nordostpfeilers; rechts sieht man die Mauern der drei östlichen Gemächer.

ist hier das Streben, mit der Sonne den Aufenthalt wechseln zu können, während das Peristyl wieder den Zweck hat, das Auge angenehm zu beschäftigen. Weiter folgt das „Triclinio" oder Speisezimmer, von dessen Einrichtung wir noch eine ziemlich genaue Kenntnis haben. Von dem Hauptraum waren zwei schmale Seitenschiffe durch Säulen abgetrennt, die aus Travertin mit dickem, vergoldetem Stucküberzug bestanden. Die Wandverkleidung zeigte Stuckreliefs auf blauem Grund, der Fufsboden feines, weifses Mosaik, in dem fünf Bilder eingelassen waren. Eins von ihnen, einen Kentauren darstellend, der sein gefallenes Weib gegen einen Tiger verteidigt, ist ins Berliner Museum gelangt, die übrigen sind in Italien zerstreut. In einem kleinen Nebengemach führt eine Treppe in eine unterirdische, rechteckige Anlage von Korridoren, die nicht dem Verkehr der Dienerschaft dienten, wie die andern, von denen nachher die Rede sein wird. Vielmehr beweist ihre Ausstattung mit Mosaiks, dafs sie darauf berechnet waren, bei grofser Hitze einen kühlen Aufenthalt zu gewähren.

Kehren wir auf den grofsen Platz zurück und betrachten die Gebäude, die das längliche Viereck im Norden und Süden begrenzen, so fällt zunächst auf, dafs alle Räume sich weit nach aufsen öffnen, und zweitens, dafs sie in symmetrischer Einteilung sich gegenüberliegen. Ihren Zweck im einzelnen zu bestimmen ist um so schwieriger, als gerade hier die Zerstörung ziemlich arg ist. Doch kann man, ohne phantastisch zu werden, folgendes glauben. Der Hauptraum der Südseite ist der gleich zu besprechende Festsaal (Basilica). Da aus diesem einige Türen in die fraglichen Räume und durch sie hindurch auf den Platz führen, so wird dieser ausdrücklich dazu bestimmt gewesen sein, den Teilnehmern an den Festen nach der Mahlzeit den Genufs der frischen Luft, Bewegung und Gelegenheit zu ungezwungener Unterhaltung zu geben. Scheinen doch die offenen Räume ringsherum dazu einzuladen, wie die Logen in einem modernen Saale; und mochte auch die Exedra (9)*) für den Kaiser reserviert sein, so waren die Gäste in den übrigen Räumen auch nicht übel untergebracht.

Treten wir nun in das Innere. Der Haupteingang liegt nicht in der Axe der Treppe, sondern seitwärts, dem Auge des Herankommenden zunächst verborgen (7). Hier finden wir wirklich ein stattliches, säulengeschmücktes Tor. Dieses öffnet sich auf eine halbrunde Apsis, an die sich ein mächtiger viereckiger Raum anschliefst. In diesem bot sich dem überraschten Auge ehemals ein wundervoller Anblick. Im Hintergrund stürzte etwa drei und einen halben Meter tief Wasser von allen Seiten über Mauerwerk, das wie die Sitzreihen eines Theaters nach der Mitte zu sich senkte, sammmelte sich, in einem Becken und stieg dann nochmals in zwei Springbrunnen auf. Die vordere Hälfte des viereckigen Raumes war von Säulen umgeben, an die sich rechts und links Hallen ansetzten. Diese waren in halber Höhe geteilt durch ein Zwischengeschofs, so dafs man den Saal mit dem Wasser auch von höherem Standpunkt betrachten konnte.

Dieser prachtvolle Raum diente als Vorgemach für den Festsaal (Basilica), der sich nach rechts anschlofs. Seine Länge beträgt 33 m, die Breite etwa 24 m*). Ringsherum war durch 36 Marmorpfeiler mit dorischem Kapitell eine Halle abgeteilt, die eine gewölbte Decke trug. Der Innenraum erhob sich höher, indem über den Pfeilern sich ein dorisches Gebälk mit Triglyphenfries hinzog, auf dem sich wahrscheinlich abermals Säulen erhoben. In diesem oberen Stockwerk waren wohl auch die Fenster angebracht. Darüber spannte sich dann die ebene Decke. Die Wirkung des Raumes beruhte neben seiner kolossalen Gröfse auf dem Glanz des Materials. Denn nach den Resten zu urteilen, war sowohl an den Pfeilern als an den Wänden ausschliefslich weifser Marmor verwendet. Als Fortsetzung des Saales müssen die Räume nach Westen zu gelten. Während die kleineren jedenfalls für die Bedienung bestimmt waren, führte der mittlere aus dem Hauptsaal unmittelbar ins Freie. Hier lag ein kleiner Säulenhof, der hinten durch eine gerundete Wand abgeschlossen war. Vor dieser steht ein grofses Postament, ein Beweis, dafs auch hier ehemals der Blick vom Saale her durch ein bedeutendes Kunstwerk begrenzt wurde.

Verlassen wir nun diese für die Geselligkeit bestimmten Räume, so müssen wir bis zum Vorsaale zurückkehren und dort an der Terrassenmauer entlang weiter nach Süden hinaufsteigen. Die dritte Gebäudegruppe des Palastes schliefst sich nicht unmittelbar an, vielmehr schiebt sich ein unklares Gewirre niedriger Mauerreste ein. Jedenfalls haben hier keine monumentalen Räume mit starken Wänden gelegen, sondern kleinere Zimmer, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sich hier die unmittelbare Umgebung des Kaisers untergebracht denkt. An diesen vorüber gelangt man in den letzten und prachtvollsten Hof *(piazza d'oro)*, der ohne Zusammenhang mit den andern angelegt ist. Beim Eintritt überblickt man einen freien rechteckigen Platz von 62 m Breite und 52 m Tiefe. Die Säulenhalle, die ihn einst auf allen Seiten in einer Breite von 6,60 m und in einer Höhe von

*) Ein halbrunder, vorn offener Raum.

*) Zum Vergleich sei bemerkt, dafs die Aula unseres Gymnasiums 22 zu 12 m mifst. Übrigens ist auf unserem Plan leider der Eingang nicht angegeben.

nur 3,60 m umschlofs, ist fast ganz verschwunden. Dafür ragen an der gegenüberliegenden Seite noch jetzt die gewaltigen Mauerkerne empor, die deutlich verkündigen, dafs hier einst der glänzende Abschlufs des ganzen Baues erreicht war. Hier lag die Wohnung des Kaisers. Die Mitte bildet ein riesiger Saal (Abbildung 4)*), dessen Durchmesser fast 30 m beträgt. Die Grundform ist ein Quadrat, an das nach Süden ein Kreisausschnitt angesetzt ist. In den vier Ecken steigen vier gewaltige Pfeiler auf, die allerdings unten durch tief eingeschnittene Nischen ausgehöhlt sind. Diese sind nach vorn durch Säulenstellungen begrenzt, die nicht geradlinig angeordnet sind, sondern in gekrümmter Linie in den Saal vorspringen. Andere Säulenpaare verbinden die Pfeiler unter sich in entsprechend auswärts geschweiften Linien, sodafs trotz der quadratischen Grundform an den Wänden sich keine gerade Fläche befand. Die Pfeiler schlossen sich oben in einem Kreise zusammen, über dem eine halbkugelige Kuppel emporstieg. Die Gesamthöhe betrug etwa 17 m. Die Konstruktion der Pfeiler hat manches Eigenartige, was sich an andern Bauten nicht findet, wohl aber an zwei Stellen in der Villa wiederkehrt. Es ist also eine berechtigte Vermutung von Winnefeld, dafs hier der Kaiser selbst den Baumeister gespielt und eine von ihm selbst erfundene Anordnung befohlen habe. Der plastische Schmuck des marmorbekleideten Saales war sehr reichlich. Ein Fries zog sich über den Säulen ringsherum, auf dem Eroten mit wilden Tieren kämpften oder auf Meerungeheuern ritten. In den Nischen der Pfeiler standen Statuen, ebenso in den sieben Nischen der gekrümmten Rückwand. In der Mitte erhob sich auf einem grofsen Postament eine ansehnliche Gruppe. Der originellste Schmuck aber war auch hier durch die Verwendung des Wassers erreicht: sowohl aus der Rückwand als auch aus den Pfeilern sprudelte das wohltätige Element kühlend und belebend hervor, reizend für Auge und Ohr.

An diesen Saal schlossen sich rechts und links je drei quadratische Räume, deren mittelster auf allen vier Seiten durch Säulen abgegrenzt war. Sie empfingen von Norden und Süden durch grofse Fenster ihr Licht und öffneten sich auch durch kleine Türen nach denselben Richtungen. Dagegen hatten die grofsen Gemächer, welche im Osten und Westen den Abschlufs bilden, keine Fenster. Sie waren mit Tonnengewölben gedeckt und müssen durch diese Oberlicht erhalten haben. Ihre Türen gingen nicht auf die Säulenhalle, sondern in die zwei Korridore, welche sich an die Rückwand der Säulenhalle anlehnten. Der östliche führte zu einer grofsen Exedra (8), welche eine herrliche Aussicht auf die Gartenanlagen der vorliegenden Terrasse mit den Sabinerbergen im Hintergrund gewährte. Näher am Palast, aber bedeutend tiefer und durch die Terrassenmauer verdeckt, lag auf derselben Seite ein Haus, das wahrscheinlich für die persönliche Bedienung des Kaisers bestimmt war.



Abb. 4. Der Kuppelsaal und östliche Nebenräume.

Es ist schwer, sich von der Wirkung, den die Räume einst machten, eine Vorstellung zu

*) Von Südwesten aufgenommen. Ein Mann lehnt sich an die breit hingelagerten Reste des Nordostpfeilers: rechts sieht man die Mauern der drei östlichen Gemächer.

bilden. Noch jetzt empfindet der Wanderer die majestätische Gröſse, das stolze Kraftbewuſstsein, welches diese Ruinen durchweht nicht weniger als die berühmteren Monumentalbauten Roms. Dazu rechne man den Glanz der verschwenderischen Ausstattung. Architektonisch reizvoll muſs auch der Durchblick durch die Säulenreihen der fünf Mittelzimmer von Osten nach Westen gewesen sein. Dagegen würden wohl die fensterlosen Gemächer unser Befremden erregen, besonders wenn wir ihre Verhältnisse in Erwägung ziehen. Sie haben bei einer Länge von etwa 10 m und einer Breite von 6 m eine Höhe von ungefähr 12 m, also das drei- bis vierfache unserer gewöhnlichen Stubenhöhe! Noch gröſseren Anstoſs würde uns aber der Anblick des Gebäudes von auſsen geben. Ein Blick auf den Plan genügt, um zu sehen, daſs bei der Linienführung auf der Südseite gar keine Rücksicht auf das Auge des Beschauers genommen ist. Und wenn man meint, daſs die Nordfront nach der piazza d'oro hin einen viel besseren Eindruck gemacht habe, so findet man sich bald enttäuscht. Allerdings mochte der Eingang zum Mittelsaal sich weit und frei öffnen, sonst aber gab es an der riesigen Mauerfläche nur zwei Fensteröffnungen, da die beiden Nebentüren unter der Säulenhalle verschwanden. Von architektonischem Schmucke sind keine Spuren vorhanden. Und doch war hier die Hauptfront des Palastes, auf die der Blick des Ankommenden sich um so mehr richtete, als an der rechten und linken Seite des Platzes keine Gebäude standen. Die drei Pavillons an der Nordseite unterbrachen die Eintönigkeit der Halle zwar in angenehmer Weise, verschwanden aber vollständig neben dem Hauptgebäude. Es ergibt sich also hier dasselbe, was wir oben aus Plinius geschlossen haben: eine auffallende Gleichgültigkeit gegen die Wirkung der Fassade. Dabei ist nun wohl zu bedenken, daſs die römischen Baumeister gelegentlich ganz vollendet schöne Fassaden hergestellt haben, wie am Kolosseum oder am Marzellustheater. Wenn sie es also in unserm Falle nicht getan haben, so fehlte ihnen nicht die Fähigkeit, sondern der Wille, und wir sind zu dem Schlusse berechtigt, daſs man bei Privatwohnungen, selbst der Vornehmsten, keinen Wert darauf legte.

Vergleichen wir unsere Beobachtungen an der Villa weiter mit der Beschreibung des Plinius, so ergeben sich noch andere wichtige Übereinstimmungen. Der bestimmende, architektonische Gedanke des kaiserlichen Baues ist die Anordnung und Verteilung der Räume um verschiedene viereckige Höfe. Auch bei Plinius schlieſst sich an die Säulenhalle am Eingang gleich solch ein Platz, eine „area" mit vier Platanen, dahinter liegt etwas höher eine Gruppe von drei „diaetae", die offenbar rechtwinklig an einander stoſsen, also wieder einen ähnlichen Hof voraussetzen. Die Baderäume liegen in einem Nebenbau rechts, auch dies ist ähnlich in der kaiserlichen Villa. Dagegen haben wir in dieser bisher noch nichts von der Vervielfachung der Räume für den gleichen Zweck gesehen, von den vier- oder fünffach vorhandenen Speise- und Schlafzimmern. Doch werden wir auch in dieser Beziehung bald entsprechendes finden.

Noch eine allgemeine Bemerkung möchte ich anknüpfen. Ich habe eben hervorgehoben, daſs der architektonische Grundgedanke in der Anordnung von viereckigen Höfen liegt. Drei solche sind vorhanden, zwei davon sind mit Säulenhallen umgeben, sodaſs sie als Peristyle bezeichnet werden müssen. Die Anlage solcher Peristyle ist in Pompeji, von wo wir unsere Vorstellungen über die antiken Wohnhäuser in erster Linie nehmen, beschränkt auf den hinteren Teil der Häuser, wo sich die Wohnungen der Frauen und die Privatgemächer befanden. Dagegen findet sich im vorderen Teile regelmäſsig ein Atrium, ein viereckiger Raum, über dessen Mitte das Dach geöffnet ist, um Licht und Luft hereinzulassen. Dieser Teil war einst das wichtigste Stück des altrömischen Hauses, wie ja auch der Name lateinisch ist; in ihm stand der Herd und darüber die Penaten (Hausgötter). Wenn in Pompeji regelmäſsig Atrium und Peristyl vereinigt sind, so ist dies eine Vermischung von römischer und griechischer Sitte, die aber schwerlich dadurch zu erklären ist, daſs die Bevölkerung in jener Gegend aus beiden Völkern gemischt war. Denn davon wird im 1. Jahrhundert n. Chr. nicht mehr viel zu merken gewesen sein. Vielmehr lag jene Vermischung in der ganzen Zeit und war allgemein verbreitet. Wenn wir nun im Gegensatze dazu in Hadrians Villa gar kein Atrium, wohl aber drei Peristyle finden, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daſs die altrömische Bauweise damals durch die griechische verdrängt war.

In der Tat wird man zugeben, daſs in den Peristylanlagen ein ganz besonderer Reiz liegt. Sie schlieſsen das lärmende Gedränge des Straſsenlebens entschieden aus und geben dem häuslichen Leben den freundlichsten Rahmen. Sie schaffen dem Ohre Ruhe und dem Auge durch Blumenanlagen und das nie fehlende Wasser einen anmutigen Anblick. Die ringsherum laufende Säulenhalle gibt dem Bewohner nach Bedarf abwechselnd Licht und Schatten, und ermöglicht ihm zu jeder Zeit den Aufenthalt in der frischen Luft. Sie wirkt durch ihre Gleichmäſsigkeit beruhigend und zugleich durch das Spiel ihrer Linien anregend auf den Geist. So ist das Peristyl der Sitz ruhigen Behagens und heiterer Lebensfreude und für die südlichen Länder eigentlich die ideale Wohnungs-

anlage. Wenn der Reisende aus Pompeji nach Alt-Neapel, Amalfi oder Salerno kommt, ergreift ihn Entsetzen beim Anblick der engen und krummen Häuserreihen. Er begreift nicht, wie es nur möglich gewesen ist, dem Volke eine Bauweise aufzudrängen, die Luft, Gesundheit und Wohlbehagen zerstören mufs. Aber das Peristyl ist nicht ganz ausgestorben. Die klugen Mönche haben auch hier ein Stück alter Kultur in und durch das Mittelalter gerettet und in ihren Klosterhöfen und Kreuzgängen für sich und für die Kunst unvergänglich Reizvolles geschaffen. Und wer den erquickenden Frieden und die stille Beschaulichkeit eines solchen Klosterhofes zu schätzen weifs, der möge daran denken, dafs auch in ihnen eine Erbschaft hellenischen Geistes fortlebt.

Bevor wir den Hauptpalast verlassen, mufs noch eine Einrichtung erwähnt werden, die sich dem Auge entzieht, aber doch von grofser Wichtigkeit ist. Es laufen nämlich nach allen Seiten unterirdische Verbindungen (auf dem Plane punktiert). Dort wo der Baugrund für die Villa erst durch Substruktionen geschaffen wurde, entstanden ganz von selbst Kellerräume und Korridore, wo dies nicht der Fall war, wurden sie in den Felsen eingeschnitten. Natürlich sind diese Gänge heutzutage meist verschüttet. Doch hat man die wichtigsten verfolgen können. Zunächst lief an dem ganzen Ostrand entlang von Norden nach Süden ein Korridor, der sich weit fortsetzt bis zu den sogenannten Inferi. Dieser wird seitwärts getroffen von einem andern, der am Nordrand der piazza d'oro entlang führt bis zu den Badehäusern. Einige kleinere können hier unberücksichtigt bleiben. Der Nutzen dieser Verbindungswege springt in die Augen. Sie ermöglichten einen leichteren und schnelleren Verkehr, sie entzogen das bedienende Personal den Augen, sie gewährten auch den Herren in heifsen Zeiten einen kühlen Aufenthalt. Auch diese Einrichtung fand sich, wie man sich erinnern wird, in der Villa des Plinius. Aus seinem Speisezimmer „führte eine Treppe auf einen verborgenen Gang, wo man das zum Essen Nötige heranschaffte". Ebenso hatte er einen Korridor, der stets die kühle Luft festhielt.

Wenden wir uns nun von dem Hauptpalast nach Westen. Hier finden wir die Anlagen für die Pflege des Körpers, die Bäder, das Stadium usw., und mit Bewunderung sehen wir, dafs sie an Glanz der Einrichtung und verschwenderischer Pracht durchaus nicht hinter den Wohnräumen zurückblieben. Wie schon bemerkt, führte von den kaiserlichen Privatgemächern ein unterirdischer Gang zu den Bädern. Mit ihnen wollen wir also beginnen. Es sind zwei Anlagen vorhanden, eine kleinere (terme piccole) und eine gröfsere (terme grandi). Beide sind so angelegt, dafs nach Osten ein kleiner Hof vorgelagert ist, in dem sich vielleicht ein Schwimmbassin unter freiem Himmel befand, wie auch Plinius eins besafs. Die inneren Räume sind zwar vom Schutt noch nicht gereinigt, doch kann ihre Bedeutung meist ziemlich sicher angegeben werden. In der Mitte, also von der Sonne am wenigsten getroffen, liegt das kalte Bad (frigidarium), das zugleich das geräumigste ist. An der Westseite, der Nachmittagssonne ausgesetzt, sind angelegt das heifse Bad (caldarium), das Schwitzbad (laconicum) und das „laue Zimmer" (tepidarium), wo man sich vor und nach dem Schwitzbad aufhielt. Dazu kommen von der Himmelsgegend unabhängig das Auskleidezimmer (apodyterium), der Raum für das Ballspiel (sphaeristerium) und andere von geringerer Bedeutung. Die beiden Gebäude zeigen bei aller Gleichartigkeit doch beträchtliche Unterschiede. Das kleinere enthält zahlreichere, aber weniger ausgedehnte Gemächer, das gröfsere umfangreichere und besser ausgestattete. Es war im Innern vollständig mit Marmor überkleidet. Interessant mufs auch der Anblick von aufsen gewesen sein. Die einzelnen Räume hatten häufig verschiedene Höhe, so dafs jeder sein eigenes Dach erhalten mufste, meist eine Kuppel oder ein Tonnengewölbe. Das Ganze mufs ausgesehen haben, wie ein modernes türkisches Bad.

An die Thermen schliefst sich nach Norden das Stadion mit den zugehörigen Bauten. Die Griechen hatten die körperlichen Übungen immer aufs eifrigste gepflegt und in den olympischen und ähnlichen Wettkämpfen zur höchsten Höhe entwickelt. Wenn auch die Spiele später ihren alten Glanz und ihre Bedeutung für das Volksleben verloren, so blieb doch die Gymnastik in Ehren. Die Römer hatten ursprünglich wenig Neigung dafür gezeigt. Auch in der Kaiserzeit sagten dem rohen Geschmacke der Masse die glänzenderen und aufregenderen Cirkusspiele weit mehr zu mit ihren Wagenrennen und blutigen Gladiatorenkämpfen. Bei den Gebildeten aber verbreitete sich mit der griechischen Kultur auch die Teilnahme an den Leibesübungen. Kaiser Domitian (81—96 n. Chr.) war ein leidenschaftlicher Freund der Palaestra und legte in seinem Palast auf dem Palatin ein noch erhaltenes Stadion an. Hadrian selbst hatte nicht verschmäht in Athen den Vorsitz bei den Spielen zu übernehmen. Wie er ein eifriger Fufsgänger war, pflegte er sicher auch die griechische Gymnastik. Sein Stadion ist 100 m lang und 20 m breit, an der Nordseite mit einer geraden, an der Südseite mit einer Kreislinie abgeschlossen. Es liegt beträchtlich tiefer als die Umgebung und ist rings von Mauern eingeschlossen. Der Boden ist noch nicht abgeräumt, doch scheint es, dafs min-

destens auf der Südseite eine Halle herumlief, die den Zuschauern Platz bot. Wenn der Kaiser selbst den Spielen zusehen wollte, so war für ihn eine auffallend hochgelegene Loge eingerichtet. Es stehen sich im mittleren Drittel des Stadions zwei stattliche Bauten gegenüber, die in zwei Stockwerken mancherlei gröfsere und kleinere Zimmer enthalten. In dem östlichen war der Platz für den Kaiser und zwar im ersten Stockwerk ohne unmittelbare Verbindung mit dem Fufsboden. Dagegen führen im Innern des Hauses Treppen in die untern Gemächer, die sich auf das Stadion öffnen. Auf der Hinterseite legt sich an das Haus ein Säulenhof, unter dem wieder ein unterirdischer Korridor im Rechteck herumgeführt ist (Criptoportico). Er ist 120 m lang und war wohl weniger für die Bedienung, als für Spaziergänge bei grofser Hitze bestimmt.

Das Gebäude westlich vom Stadion ist in seiner Bedeutung unklar. Es vermittelt den Übergang zu der gewaltigen Terrasse, die die Anlagen am Westabhange des Berges nach Norden hin abschliefst. Sie führt uns wieder zurück zu dem Hauptweg zur Villa und an die sala dei filosofi, wo wir vorhin unsern Rundgang begannen. Auf der Terrasse dehnt sich ein gewaltiger, freier Platz aus in Gestalt eines Rechteckes mit leise gekrümmten Schmalseiten. Er war einst in seiner ganzen Gröfse von einer Säulenhalle umgeben, deren Gesamtlänge gegen 600 m betrug. Auf der Nordseite war sie doppelt, d. h. neben einer Mauer, die jetzt noch in einer Ausdehnung von 200 m erhalten ist, liefen rechts und links in einem Abstande von 7—8 m zwei Säulenreihen. Der Zweck der Verdoppelung war offenbar, dafs man nach Belieben den Sonnenschein aufsuchen oder meiden wollte. Man pflegt die Halle als „*Poikile*“ zu bezeichnen, also auf sie die oben erwähnte Nachricht des Biographen zu beziehen, dafs der Kaiser einen Bau in seiner Villa nach der berühmten Stoa poikile benannt habe. Diese lag am Markte von Athen, war nach der Zerstörung der Stadt im Jahre 480 v. Chr. erbaut und von dem berühmten Maler Polygnot mit Wandgemälden geschmückt worden. Ihre Länge betrug höchstens 70 m. Nun ist an sich höchst unwahrscheinlich, dafs der Kaiser den Namen der Stoa auf eine Halle übertrug, die doch nur den Teil eines Peristyls bildete. Ferner mufs, wenn der Name irgend einen Sinn haben soll, die Wand bemalt gewesen sein. Das ist aber gerade für diese längste aller Wände am unwahrscheinlichsten, mag man auch die Anforderungen an die Gemälde noch so niedrig stellen. Wir werden also an dieser Stelle den Namen abweisen müssen.

Der freie Platz innerhalb der Säulenhalle war vermutlich mit Gartenanlagen geschmückt. Bestätigt wird diese Annahme durch den Umstand, dafs in der Mitte eine viereckige Vertiefung von 100 m Länge sich befindet, die offenbar Wasser aufnehmen sollte. Das war an dieser Stelle besonders nötig, weil ungefähr die Hälfte des Platzes erst künstlich geschaffen war. Der Hügel ist hier durch grofsartige Unterbauten verbreitert worden. Gewaltige Pfeiler steigen empor, mit Bögen untereinander verbunden und durch zwischengelegte Fufsböden in Stockwerke geteilt, so dafs eine Menge von Zimmern entstehen, die sogenannten cento camere. In ihnen sah man früher die Kaserne der Praetorianer, der Leibgarde des Kaisers, und nannte danach den darübergelegenen Platz piazza d'armi, Exerzierplatz. Diese Vorstellung scheitert daran, dafs eine genauere Untersuchung keinerlei Verbindung von unten nach oben hat finden können. Es wird demnach richtiger sein, sich die cento camere von den Sklaven des kaiserlichen Haushaltes bewohnt zu denken. Übrigens setzen sich die Substruktionen noch weiter fort. Etwa in der Mitte des Platzes geht nach Süden in stumpfem Winkel eine Mauer ab, die ähnlich gegliedert ist wie die cento camere und vermutlich auch als Wohnung für die Dienerschaft eingerichtet war. Dort läfst sich auch noch der Korridor finden, durch welchen das Heizmaterial für die Bäder befördert wurde.

Was sonst noch an Bauten in dieser Abteilung der Villa sich findet, wie die „Kaserne der Vigiles“ oder „der Tempel der Venus und Diana“ oder das „praetorium“ ist ohne Bedeutung und ganz unsicher. Leider müssen wir jetzt auch dasselbe sagen von derjenigen Anlage, die an die Thermen anschliefsend weiter nach Süden führt. Sie trägt den Namen Kanopus nach der aegyptischen Stadt gleichen Namens, die im Altertum den Ruf des üppigsten Seebades der Welt hatte. Gelegen an der Nilmündung bei Abukir, in einem wundervollen Klima, wo die stets gleiche Sonnenwärme durch die Seewinde angenehm gemildert wurde, und im Besitz eines heilkräftigen Serapistempels, wurde es ein Anziehungspunkt für viele Tausende von Gästen. An dem vorbeifliefsenden Arme des Nils standen die glänzenden Hotels, in denen die Feste kein Ende nahmen; besonders gerühmt wurde aber das Leben in den Barken auf dem Wasser im Schatten von Schilf und Papyrus. Hadrian selbst war dort gewesen, und man hatte sich ausgemalt, wie er nun an dieser Stelle der Villa raffinierte Anlagen für ausgewählte Lustbarkeiten zu Wasser geschaffen habe. Man dachte sich zwischen den beiden hohen Terrassenmauern tief versteckt einen See, auf dem vergoldete Bote blumenbekränzte Gäste hin- und hertrugen, in den Nischen am Rande sah man Grotten oder lauschige Ruheplätze. Die nüchterne

Untersuchung Winnefelds hat alle die schönen Träume, wie es scheint, zerstört; namentlich die Vorstellung von einer grofsen Wasseranlage kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Es bleibt als tatsächlich nur übrig eine grofse Exedra mit einigem Ausputz, zu dem wohl auch Wasser verwendet war, wie im Palast selbst an verschiedenen Stellen. Ferner eine Reihe Statuen in aegyptischem Stile, besonders einige Sphinxe aus dunklem Stein — sie sind jetzt im Vatikan aufgestellt —, aber das ist auch alles. Mit einiger Enttäuschung sehen wir die Gebilde der Phantasie zerfliefsen und müssen bekennen, dafs Hadrian an die Nachbildung berühmter Örtlichkeiten sehr geringe Anforderungen stellte. Wir wollen ihm daraus keinen Vorwurf machen. Unser wissenschaftlich geschultes Auge ist verwöhnt und anspruchsvoll geworden. Aber man denke an die Sphinxe und Obelisken der Rokkokozeit! Mit wie geringen Hilfsmitteln begnügten sich frühere Jahrhunderte, um sich fremde Völker und Länder vorzuzaubern!

Bis zu diesem Punkte reichen die Aufräumungen, die in der Villa veranstaltet sind. Was darüber hinaus auf dem unteren Plane steht, ist meist noch von Erde bedeckt, also nur in allgemeinen Zügen zu erkennen. Die interessantesten und zahlreichsten Mauerreste liegen im Süden von Canopus, früher „Akademie“ genannt. Winnefeld hat die richtige Deutung gegeben, indem er die Anlage als zweiten kaiserlichen Palast erkannt hat. Ein Kuppelsaal, wie an der piazza d'oro, und ein Peristyl sind deutlich sichtbar. An diesem waren die Gebäude allerdings anders angeordnet, als am Hauptpalast. Die Ausstattung war glänzend. Einige der vortrefflichsten Kunstwerke sind hier gefunden, wie die beiden Kentauren und das Taubenmosaik des kapitolinischen Museums. Hier haben wir also, was wir oben beim Vergleiche der Villa mit der plinianischen noch vermifsten, eine Verdoppelung der Wohnungen. Und es ist leicht zu erkennen, unter welchen Gesichtspunkten diese erfolgte. Der Hauptpalast sollte die östliche Talsenkung überblicken, der kleinere die westliche. Der Kuppelsaal öffnete sich bei jenem nach Nordwesten, bei diesem nach Südosten. Also war es auch hier der Wechsel in der Aussicht und in der Beleuchtung, was erstrebt wurde.

In der Axrichtung des kleineren Palastes finden sich noch einige weitere Gebäude, nach einem Hause unsicherer Bestimmung namentlich noch ein geräumiges Theater, das sogenannte Odeum.

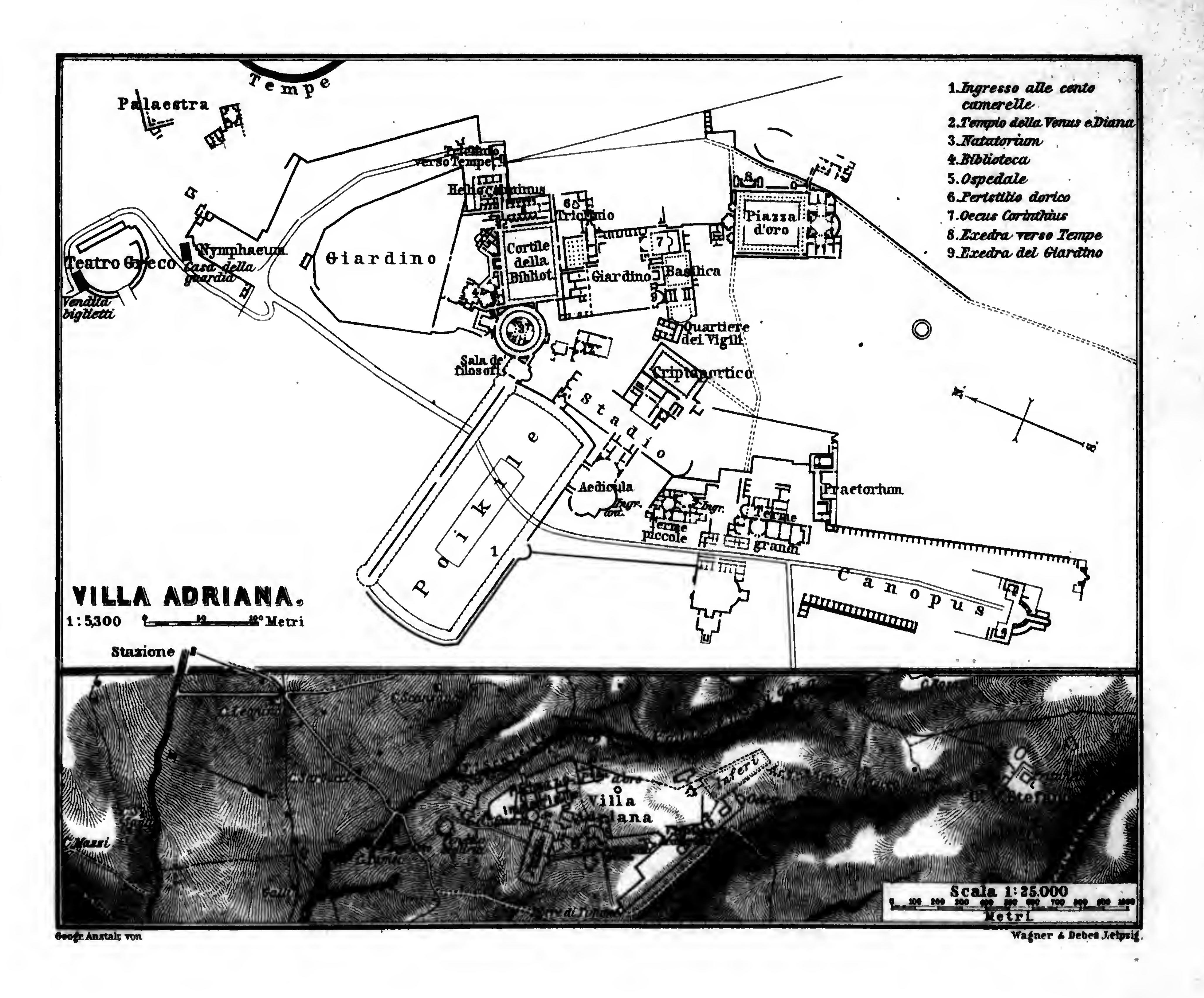
In der Nähe liegt auch die Anlage, die man als „Inferi“ oder Unterwelt bezeichnet. Es ist ein gewaltiges Rechteck von unterirdischen Korridoren, die ihren Namen natürlich durch die Ausstattung und die Malerei an den Wänden rechtfertigen mufsten. Es ist nichts davon gefunden worden; man dürfte auch nicht viel erwarten, denn die griechische Poesie hat zwar einige tiefsinnige Gestalten zur Bevölkerung des Hades und der elysischen Gefilde erfunden, aber die Phantasie des Mittelalters erwies sich in diesem Punkte fruchtbarer. Das Altertum hatte keinen Dante.

Ob jenseits der „Unterwelt“ die Gebäude der Villa noch weiter gingen, ist unsicher. Denn wenn sich auch antike Reste dort nachweisen lassen, so ist doch zweifelhaft, ob sie zu dem kaiserlichen Bau gehören. So wollen wir nur noch einige kurze Bemerkungen über den plastischen Schmuck machen, der in so reichlicher Weise durch alle Räume ausgebreitet war. Gelegentlich ist schon auf die Postamente an einigen bevorzugten Plätzen hingewiesen worden, die gröfsere Gruppen getragen haben müssen. Es ist aber selbstverständlich, dafs überall in den Haupträumen Statuen aufgestellt waren; denn auf marmorbekleideten Wänden hätte jede andre Art von Wandschmuck ärmlich ausgesehen. Mufsten doch auch die Kandelaber aus Stein hergestellt werden. Dazu rechne man, was noch in den Gärten und Hallen, auf den Terrassenmauern und in den Nischen zerstreut stand, und man wird sich die Menge der gebrauchten Statuen nicht leicht zu grofs vorstellen. Wenn davon heutzutage, wie oben erwähnt, einschliefslich der Büsten etwa 100 nachweisbar sind, so wird man diese Zahl ziemlich niedrig finden. Immerhin ist sie grofs genug, um ein Urteil über die Auswahl und die künstlerische Ausführung zu ermöglichen. Die Originalarbeiten sind beschränkt auf die Porträts des Kaisers, seiner Gemahlin Sabina und seines Lieblings Antinous; alle andern Werke sind Kopieen. Inhaltlich interessant sind Büsten berühmter Griechen mit Namensunterschriften, von denen allmählich 27 zusammen gekommen sind. Offenbar waren sie ursprünglich sachlich geordnet: Feldherren, Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber. Künstlerisch wichtiger und auch viel zahlreicher sind die Nachbildungen berühmter griechischer Meisterwerke. Hier finden wir alle Epochen der griechischen Kunstentwickelung ziemlich gleichmäfsig vertreten, die erste und zweite attische Blütezeit so gut wie die pergamenische und alexandrinische. Dagegen fehlt die archaische oder vorklassische Zeit, was zu beachten ist, weil auch diese in Rom ihre Liebhaber hatte. Der künstlerische Wert der Nachbildungen ist sehr verschieden. Man mufs bedenken, dafs bei der grofsen Menge der Bauten, die damals ausgeführt wurden, auch der Bedarf an Statuen ins Ungeheure stieg. Vieles mufste eilig und oberflächlich hergestellt werden. Was nur als Dekoration wirken sollte, wurde auch so behandelt, und hält einer genaueren Betrachtung

im einzelnen nicht stand. Andererseits aber sind auch so vortreffliche Werke vorhanden, wie der Diskobol nach Myron, die Niobide Chiaramonti, „die schönste Gewandstatue in den römischen Museen", der ausruhende Satyr im kapitolinischen Museum, Werke, die Generationen von Künstlern und Kunstkennern entzückt haben und die in der Wertschätzung nur darum gesunken sind, weil wir jetzt die Originale der griechischen Blütezeit kennen. Neben dem warmen Leben, das diese ausstrahlen, wirken freilich die Werke hadrianischer Zeit kalt und hart. Eine besondere Liebhaberei der Zeit ist der Gebrauch von farbigem Marmor. Manchmal erklärt er sich durch die Nachahmung fremden Materials, z. B. der Bronze, manchmal mag er hervorgerufen sein durch die Rücksicht auf die Umgebung, wenn das Werk an einer marmorverkleideten Wand stehen sollte, bisweilen mag er nur auf Spielerei und Laune beruhn. Aus inneren künstlerischen Gründen geht er nirgends hervor, verrät also auch den beginnenden Verfall des Geschmackes.

Kehren wir endlich zum Schlufs noch einmal zu der im Eingang gestellten Frage zurück und suchen uns klar zu machen, wie weit in dem kaiserlichen Bau der Zeitgeschmack und wie weit die Persönlichkeit des Herrschers zum Ausdruck komme, so ist zuzugeben, dafs bei der Trümmerhaftigkeit der Erhaltung das Urteil in vielen Beziehungen beschränkt und unsicher ist. Immerhin sehen wir, dafs der Wille des Kaisers nur in Nebensachen hervortritt, wie in der Anlage des Kanopus, des Stadiums und vielleicht in der Konstruktion der Kuppeln. Die Hauptsache, die Anordnung des Ganzen entspricht durchaus dem Gebrauche der Zeit, wie wir ihn uns nach dem Briefe des Plinius vorstellen müssen. Am schärfsten wird er gekennzeichnet durch einen Vergleich mit der Villa d'Este. Diese haben wir bezeichnet als einheitlich, symmetrisch, malerisch. Die Villa Hadrians ist nicht einheitlich, nicht symmetrisch, nicht malerisch (in dem oben angegebenen Sinne). Sie zerfällt in eine Menge von Einzelheiten; nirgends ist ein Mittelpunkt oder eine Axe, an welche sich andre Teile geordnet anreihen; und wenn sie mit ihren vielen grofsen und kleinen Kuppeln, hohen und niederen Dächern auf schmucklosen, geschlossenen Aufsenwänden ein charakteristisches Bild gab, so war das mehr ein Zufall, als das Werk eines nach malerischen Gesichtspunkten arbeitenden Künstlers. Aber das ist kein Vorwurf. Jede Zeit gestaltet ihre Bauten nach eigenem Ermessen. Und fragt man, in welcher Villa der Aufenthalt bequemer, anmutiger, befriedigender war, so möchte sich doch wohl mancher für die Villa Hadrians entscheiden.



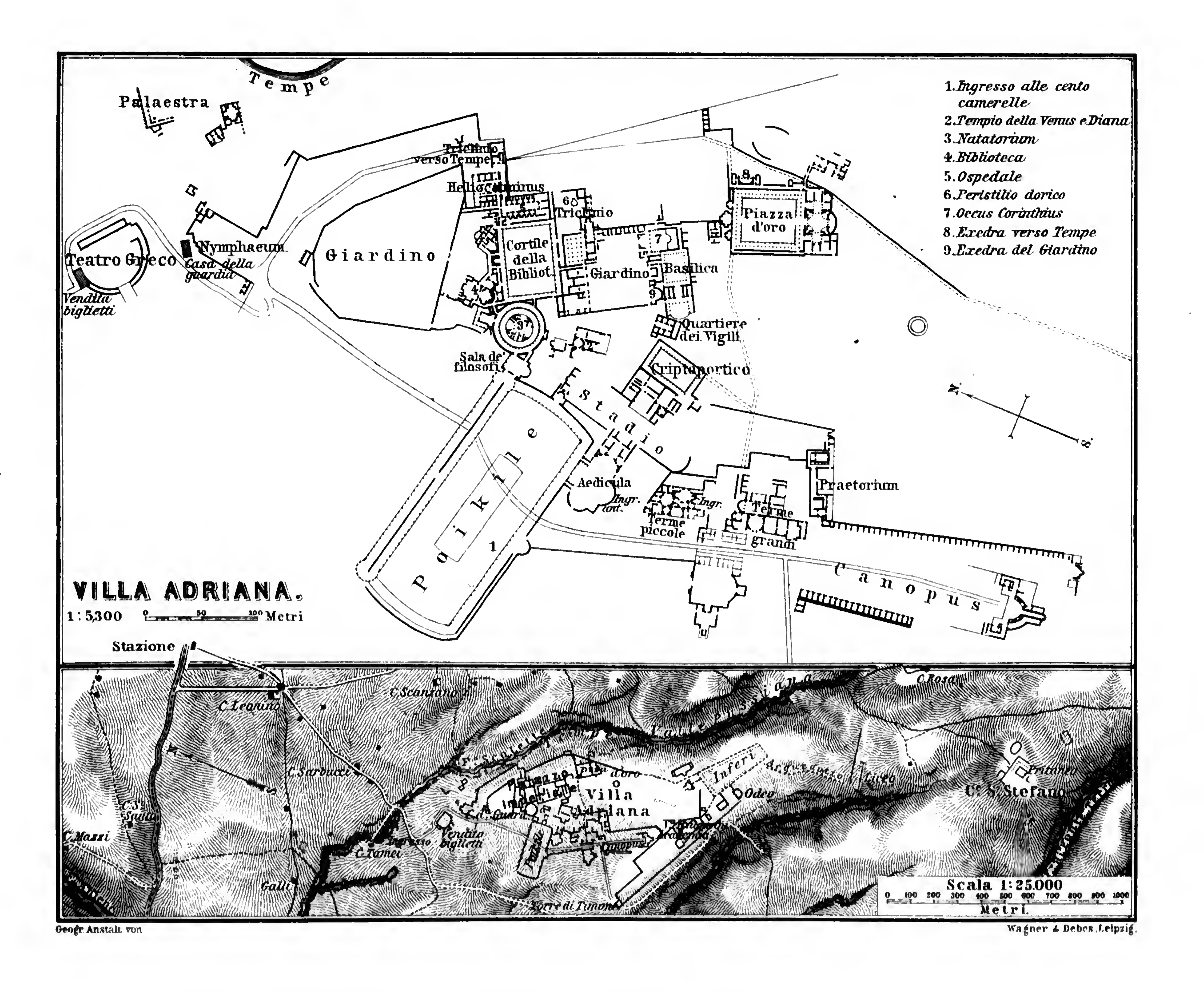


VILLA ADRIANA
1:5,300
Metri
1. Ingresso alle cento camerelle
2. Tempio della Venus e Diana
3. Natatorium
4. Biblioteca
5. Ospedale
6. Peristilio dorico
7. Oecus Corinthius
8. Exedra verso Tempe
9. Exedra del Giardino
Tempe
Palaestra
Teatro Greco
Vendita biglietti
Nymphaeum
Casa della guardia
Giardino
Cortile della Bibliot.
Giardino
Triclinio
Basilica
Piazza d'oro
Quartiere dei Vigili
Criptoportico
Sala de filosofi
Stadio
Poikile
Aedicula
Terme piccole
Terme grandi
Praetorium
Canopus
Stazione
Villa Adriana
Inferi
Scala 1:25.000
Metri
Geogr. Anstalt von
Wagner & Debes Leipzig

im einzelnen nicht stand. Andererseits aber sind auch so vortreffliche Werke vorhanden, wie der Diskobol nach Myron, die Niobide Chiaramonti, „die schönste Gewandstatue in den römischen Museen“, der ausruhende Satyr im kapitolinischen Museum, Werke, die Generationen von Künstlern und Kunstkennern entzückt haben und die in der Wertschätzung nur darum gesunken sind, weil wir jetzt die Originale der griechischen Blütezeit kennen. Neben dem warmen Leben, das diese ausstrahlen, wirken freilich die Werke hadrianischer Zeit kalt und hart. Eine besondere Liebhaberei der Zeit ist der Gebrauch von farbigem Marmor. Manchmal erklärt er sich durch die Nachahmung fremden Materials, z. B. der Bronze, manchmal mag er hervorgerufen sein durch die Rücksicht auf die Umgebung, wenn das Werk an einer marmorverkleideten Wand stehen sollte, bisweilen mag er nur auf Spielerei und Laune beruhn. Aus inneren künstlerischen Gründen geht er nirgends hervor, verrät also auch den beginnenden Verfall des Geschmackes.

Kehren wir endlich zum Schlufs noch einmal zu der im Eingang gestellten Frage zurück und suchen uns klar zu machen, wie weit in dem kaiserlichen Bau der Zeitgeschmack und wie weit die Persönlichkeit des Herrschers zum Ausdruck komme, so ist zuzugeben, dafs bei der Trümmerhaftigkeit der Erhaltung das Urteil in vielen Beziehungen beschränkt und unsicher ist. Immerhin sehen wir, dafs der Wille des Kaisers nur in Nebensachen hervortritt, wie in der Anlage des Kanopus, des Stadiums und vielleicht in der Konstruktion der Kuppeln. Die Hauptsache, die Anordnung des Ganzen entspricht durchaus dem Gebrauche der Zeit, wie wir ihn uns nach dem Briefe des Plinius vorstellen müssen. Am schärfsten wird er gekennzeichnet durch einen Vergleich mit der Villa d'Este. Diese haben wir bezeichnet als einheitlich, symmetrisch, malerisch. Die Villa Hadrians ist nicht einheitlich, nicht symmetrisch, nicht malerisch (in dem oben angegebenen Sinne). Sie zerfällt in eine Menge von Einzelheiten; nirgends ist ein Mittelpunkt oder eine Axe, an welche sich andre Teile geordnet anreihen; und wenn sie mit ihren vielen grofsen und kleinen Kuppeln, hohen und niederen Dächern auf schmucklosen, geschlossenen Aufsenwänden ein charakteristisches Bild gab, so war das mehr ein Zufall, als das Werk eines nach malerischen Gesichtspunkten arbeitenden Künstlers. Aber das ist kein Vorwurf. Jede Zeit gestaltet ihre Bauten nach eigenem Ermessen. Und fragt man, in welcher Villa der Aufenthalt bequemer, anmutiger, befriedigender war, so möchte sich doch wohl mancher für die Villa Hadrians entscheiden.




VILLA ADRIANA.
1:5,300
0 50 100 Metri
1. Ingresso alle cento camerelle
2. Tempio della Venus e Diana
3. Natatorium
4. Biblioteca
5. Ospedale
6. Peristilio dorico
7. Oecus Corinthius
8. Exedra verso Tempe
9. Exedra del Giardino
Tempe
Palaestra
Teatro Greco
Vendita biglietti
Nymphaeum
Casa della guardia
Giardino
Triclinio verso Tempe
Cortile della Bibliot.
Triclinio
Giardino
Basilica
Piazza d'oro
Quartiere dei Vigili
Sala de' filosofi
Cripto portico
Stadio
Poikile
Aedicula
Terme piccole
Terme grandi
Praetorium
Canopus
Stazione
C. Scanzano
C. Sarbucci
C. Mazzi
C. Tomei
Vendita biglietti
Galli
Villa Adriana
Inferi
Odeo
Liceo
Pritaneo
C. S. Stefano
C. Rosa
Torre di Timone
Scala 1:25.000
0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000
Metri
Geogr. Anstalt von
Wagner & Debes, Leipzig.

